

KURZ

JULI 2020

Studierendenmagazin für Dortmund

EINFACH LISA

Weil sie nicht weiß ist, wird Lisa angegriffen.

Ihr geht es wie vielen Menschen,
die täglich Rassismus erfahren.

Eins vorab



TEXTROMAN WINKELHAHN FOTODANIELA ARNDT

Liebe Leser*innen,
Les geht in diesem Heft um Träume und Freiheiten – und um die Rückschläge, die mit ihnen einhergehen. Wir sprechen über Schicksale, über Menschen, die ihr Glück verloren haben, über jene, die es gefunden haben, und über die, denen die Suche verdammt schwer gemacht wird. Die Themenwahl dieses Heftes ist, um den Schriftsteller Heinrich Böll zu zitieren, „weder beabsichtigt noch zufällig, sondern unvermeidlich“.

Tim lag am Boden, dabei wollte er doch Basketball-Profi werden. Die Geschichte eines fallenden Nachwuchstalents und seiner wackligen Schritte zurück aufs Feld, erzählt von unserer Autorin Mona (Seite 14).

Jonas verfolgt seinen Traum hinter'm Rasenmäher. Sein Spielfeld ist der Schrebergarten. Nein, Jonas ist kein Rentner. Das macht ihn und sein Hobby so außergewöhnlich. Autor Sascha stand für euch auf Jonas' perfekt gemähtem Rasen (Seite 20).

Im Vergleich zu Mietwohnungen sind Kleingärten für wenig Geld zu haben. Autorin Alice hat für dieses Heft die Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt untersucht (Seite 30). Ihr Experiment bestätigt die traurige Wahrheit: Im Schatten von George Floyds Tod steht ein Ungeheuer namens Alltagsrassismus. Seine hässliche Grimasse zeigt es, wenn Marie und Lukas eher eine Wohnung bekommen als Fahima und Yusuf.

„Einmischung ist die einzige Möglichkeit, realistisch zu bleiben.“ Auch dieser Satz stammt von Heinrich Böll. Hinfallen, aufstehen, nicht aufgeben. Träume und Schicksale sind so unterschiedlich wie wir Menschen.

Habt euch lieb! Viel Spaß beim Lesen.

Roman

Nadja, Ali, Sarah und Lisa erfahren in ihrem Alltag häufig Rassismus. Sie berichten von ihren Erlebnissen und sagen, was sich in der Gesellschaft ändern muss.

6



14 Tim stand kurz vor einer Karriere als Profibasketballspieler. Dann bereitete eine schwere Verletzung seinem Traum ein abruptes Ende. Er wurde depressiv. Wie Tim sein Leben neu ordnete.

20

Kleingärtner*innen in Deutschland werden immer jünger. Dem Nachwuchs geht es nicht nur um Grillpartys im Grünen. Er baut auch sein eigenes Obst und Gemüse an.

Inhalt



4 **MOMENTE**
Ein Sommer, wie er ohne Corona hätte sein können

6 **WOHER KOMMST DU?**
Betroffene sprechen über Rassismus im Alltag

13 **SAG MAL, PROF ...?**
Warum wird Bier in dunklen Flaschen abgefüllt?

14 **NOT THE LAST DANCE**
Tims harter Weg zurück aufs Basketball-Parkett

19 **KURTS MITTEILUNG**
Unsere Autorin fordert: Werbeverbot für Billigfleisch

20 **SEIN KLEINER GRÜNER GARTEN**
Jonas ist 24, Kleingärtner und überhaupt nicht spießig

27 **KURTS ARBEIT**
Gräfin Zahl und die Symptome des Coronavirus

28 **I WOULD WALK 500 MILES**
Zahlen zeigen, wie Corona uns (nicht) bewegt hat

30 **DER DEUTSCHE NAME MACHT'S**
Diskriminierung bei der Wohnungssuche in Dortmund

37 **KURT DAHEIM**
Heimurlaub: Fernweh auf der Couch

38 **KURTS TRIP**
Die „Mona Lisa“: jetzt im Taschenformat

39 **IMPRESSUM**
Wer wann was gemacht hat und Rätsel

DIE SÄULEN DER KRISE





Die Ausbreitung des Coronavirus ist gefährlich und bedroht das Leben von Tausenden. In Deutschland wurde versäumt frühzeitige und entschlossene Maßnahmen zum Schutz der Bevölkerung zu ergreifen, um ein exponentielles Wachstum der Infizierungen zu verhindern. Jetzt müssen alle Maßnahmen ergriffen werden, die dem Schutz der Bevölkerung dienen können. Dabei dürfen nicht die Profitinteressen von Unternehmen und Banken im Weg stehen. Und nicht die Lohnabhängigen, Erwerbslosen, Rentner*innen, Studierenden und Familien sollen für die Kosten der Corona-Krise bezahlen, sondern die Super Reichen und Banken und Konzerne!

und sich so einem erhöhten Risiko aussetzen, sollen Zuschläge von mindestens fünfzig Prozent erhalten. Beschäftigte im Gesundheitswesen sollten einen Zuschlag von hundert Prozent erhalten. Auf dieser Basis sollten ehemalige Krankenpfleger*innen und Arzt*innen mobilisiert werden, um dem Personalmangel in den Krankenhäusern unmittelbar entgegenzuwirken. Alle nicht medizinisch absolut notwendigen Tätigkeiten müssen in den Krankenhäusern verschoben werden. Die Aufhebung der Personaluntergrenzen durch Krankheitsminister Spahn muss rückgängig gemacht werden.

Reiche zur Kasse!
Diese Maßnahmen müssen durch diejenigen finanziert werden, die seit Jahren privaten Reichtum in ihren Händen konzentrieren und nicht im

unter demokratischer Kontrolle und Verwaltung der arbeitenden Bevölkerung übergeben. Preise müssen demokratisch kontrolliert und Obergrenzen festgelegt werden. Dazu ist es nötig, dass vor allem die Gewerkschaften eine *Kampagne* beginnen und zum Mittel des Streiks greifen.

Demokratische Rechte
Die Herrschenden nutzen die Corona-Krise dabei auch dafür, demokratische Rechte weiter einzuschränken und Massenproteste zu verhindern. Politische und gewerkschaftliche Versammlungen müssen von allen staatlichen Verbote ausgenommen und die Entscheidung über die Durchführung in die Hände der Arbeiter*innen und sozialen Bewegungen gelegt werden.

Kapitalismus macht krank – für sozialistische Demokratie

Sie sind groß, sie sind majestätisch und sagen verlässlich das nächste Konzert von Andrea Berg voraus: Liffaßsäulen prägen nahezu jedes Stadtbild in Deutschland. Während der Corona-Pandemie sind sie traurige Erinnerungen daran, was wir alles verpassen.

TEXT JANA-SOPHIE BRÜNTJEN
FOTOSARAH LINNERT



IST DOCH NICHT SO GEMEINT ...

Die aktuelle Black Lives Matter-Bewegung führt uns Rassismus in seiner schlimmsten Form vor Augen. Hier schildern fünf Personen ihre Erfahrungen mit Alltagsrassismus. Es geht um vermeintlich unbedachte Äußerungen, die Menschen verletzen. Lasst uns drüber reden.

PROTOKOLL ANABEL SCHRÖTER FOTO DANIELA ARNDT, JAN LADWIG, MAGNUS TERHORST & PRIVAT



Lisa Brück

21 Jahre, aus Duisburg

Ich bin müde. Einfach nur müde. Vom Alltagsrassismus, davon ihn akzeptieren zu müssen und dass ich für die Menschen immer etwas Besonderes bin. Es treibt mich in die Verzweiflung. Ich kann nirgendwo hingehen, ohne dass mir jemand ungefragt in meinen Afro, meine Rastazöpfe oder meine Braids fasst. Damals in der Schule. Heute im Club, im Bus oder wenn ich jemanden im Krankenhaus besuche. Die Menschen verstehen nicht, dass mich dieses Verhalten stört. Wenn sie mich um Erlaubnis bitten würden, wäre es in Ordnung, weil sie mir gegenüber dann respektvoll wären.

Erst seit vier Jahren laufe ich mit offenem Haar herum. Zuvor habe ich mich geschämt, wollte nicht auffallen, keine Aufmerksamkeit erregen. Deshalb habe ich schon als Kind meine Haare mit einem chemischen Mittel geglättet. Nicht aus einem Gefühl der Zugehörigkeit, sondern eher der Anpassung. Mit der Zeit habe ich meine Haare lieben gelernt.

Durch mein Umfeld konnte ich diese Gefühle nicht früher entwickeln, denn ich bin in einer weißen Gegend aufgewachsen. Es gab nichts, mit dem ich mich hätte identifizieren können. Keine Ideale und keine Vorbilder. Keine Schwarzen Disney-Prinzessinnen, Baby Borns oder Barbies.

Trotzdem habe ich mich nie anders gefühlt als die anderen. Im Kindergarten und in der Grundschule wurde ich immer wieder zum Thema gemacht, weil ich anders aussehe. Dadurch brannte sich der Gedanke in meinen Kopf, dazugehören zu müssen. Ich wollte Bestätigung erhalten und hatte das Gefühl, mich beweisen zu müssen. Auf Dauer macht das müde.

Deshalb wünsche ich mir für meine späteren Kinder, dass sie mehr Vorbilder haben. Dass sie sehen: „Ich bin nicht allein.“ Dass sie sich mit jemandem identifizieren können. Und vor allem, dass sie nicht solche Erfahrungen wie ich machen müssen. Dass Rassismus einfach kein Thema mehr ist.

Nadja Uamusse

25 Jahre, aus Bonn

Ein Junge aus dem Kindergarten hat etwas über meine Hautfarbe gesagt. Ich weiß nicht mehr genau, was. Es hat mich verletzt, da ich den Sinn hinter der Aussage nicht verstanden habe. Denn ich war erst sechs Jahre alt. Die einzige Frage, die mir damals im Kopf herumschwirrte, war: Warum?

Bei dieser Situation aus meiner Kindheit blieb es nicht. Auch heute wird über meine Hautfarbe gesprochen und sie wird mit Essen verglichen: Schokolade, Karamell, Cappuccino. Für mich ist das völlig normal. Seit ich von Siegen nach Bonn gezogen bin, habe ich es zum Glück nicht mehr in der Form erlebt. Der Alltagsrassismus ist aber da, etwa bei der Wohnungssuche. Als mein Freund und ich mit einem Vermieter telefonisch einen Besichtigungstermin ausgemacht hatten, gab es keine Probleme. Vor Ort durften wir uns die Wohnung dann nicht ansehen. Es lag an unserer Hautfarbe. Warum sonst war es

auf einmal ein Problem, die Wohnung zu sehen?

Ich bin deswegen nicht verzweifelt. Ich stecke den Alltagsrassismus weg und habe mich daran gewöhnt. Das macht es nicht besser. In den vergangenen Jahren gab es viele Stunden, in denen ich geweint habe. Ich wollte mich an das europäische Bild anpassen und habe meine Haare geglättet. Mit zehn Jahren zum ersten Mal. Auch die Sonne habe ich eine Zeit lang gemieden. Bloß nicht dunkler werden.

Heute, mit 25 Jahren, stehe ich zu mir. Geholfen hat mir der Austausch mit meiner Familie und anderen, die Ähnliches erleben mussten. Social Media trug ebenfalls einen Teil dazu bei, da ich dort Menschen gesehen habe, die so sind wie ich. Schwarze müssen besser repräsentiert werden. Seien es Schwarze Lehrer, Ärzte oder Busfahrer. Und ein Schwarzer sollte eine Sendung moderieren, ohne dabei auf seine Hautfarbe reduziert zu werden. Ich wünsche mir, dass es einfach normal ist, Schwarz zu sein. —





Sarah Vecera

36 Jahre, aus Essen

King Louie war meine Rolle. Nicht, weil ich den Affen im Schulmusical spielen wollte, sondern weil er mir zugewiesen wurde. Dabei wollte ich selbst entscheiden, welchen Part ich im Dschungelbuch übernehme, so wie alle meine Freundinnen. Die Chance bekam ich nicht. Damals habe ich diese Entscheidung nicht verstanden. Heute bin ich mir sicher, dass ich die Rolle aufgrund von Rassismus bekommen habe. Ich war schließlich die einzige Schwarze in der siebten Klasse. Damals dachte ich, dass wir alle gleich sind. Dass ich nicht anders bin. Diese Illusion wurde mir mittlerweile genommen.

Im In- und Ausland wurde mir oft mein Deutschsein abgesprochen. Mir wurde bewusst, dass der ganze Alltagsrassismus daher rührt, dass ich von der Gesellschaft nicht als deutsch wahrgenommen werde. Dadurch fühle ich mich nicht dazugehörig, obwohl ich keine andere Herkunft habe. Ich bin Deutsche. Deshalb mag ich die Frage „Woher kommst du?“ nicht. Wer das fragt, zeigt mir, dass ich nicht als Deutsche wahrgenommen werde. Besonders die Diskussion über Alltagsrassismus beunruhigt mich. Er wird heruntergespielt und ist salonfähig. Ich muss mich dafür rechtfertigen, wenn ich Menschen darauf anspreche. Immer wieder merke ich, dass die Leute sich schnell angegriffen fühlen, weil die deutsche Geschichte stark durch Rassismus geprägt ist. Ein Rassist ist nur der, der Rassist

sein möchte. Der Springerstiefel trägt und eine Glatze hat. Der in den Nachrichten erscheint und sich rechtsradikal verhält, weil er oder sie sich bewusst dazu entschieden hat.

Alltagsrassismus betrifft jeden von uns. Durch Kinderbücher, die Medien, den Kindergarten und die Schule bekommen wir Bilder vermittelt, die rassistisch sind. Kolonialismus und Rassismus hingegen sind kaum bis gar nicht im Lehrplan vorgeschrieben und werden schon im Bildungssystem ausgeblendet. Wir müssen nicht diskutieren, ob es Alltagsrassismus gibt. Wir müssen ihn enttarnen und das in jedem versteckten Winkel. Und dann sollten wir gucken, was wir ändern können, um strukturellen Rassismus abzuschaffen.

Ali Can

26 Jahre, aus Essen

Als ich Alltagsrassismus zum ersten Mal erlebt habe, wollte ich bei der obligatorischen Notenbesprechung mit meinem Lehrer über meine Schulnote sprechen. So wie es jeder einmal macht. Ich bekam nur zu hören: „Wir sind hier nicht auf einem türkischen Basar.“ Ich komme zwar aus der Türkei. Das berechtigt aber niemanden, diese Bemerkung zu äußern.

Solche Hürden, ausgelöst durch meine Herkunft, gab es auch in meinem Lehramtsstudium. Hürden, die mich verzweifeln ließen. Während eines Praktikums in einer Schule wurde ich rausgeschmissen, weil ich mich gegen einen rassistischen Lehrer gewehrt hatte und für geflüchtete Schüler eingetreten war. Der Schule waren damals der Lehrer und das eigene Image wichtiger. Meine Uni wusste nicht, wie sie mit der Situation umgehen sollte, und ist nicht für mich eingetreten.

Durch diesen Vorfall habe ich erst so richtig gemerkt, dass Menschen meine Existenz ablehnen und dass ein System dahinter ist, das es zulässt. Weil ich schwarze Haare habe und einen ausländischen Namen trage. Dinge, die mir mit der Geburt gegeben wurden. Solche Erfahrungen ändern mit der Zeit das eigene Verhalten und können einschüchtern.

Davon habe ich mich nicht unterkriegen lassen und setze mich seitdem für Respekt und Dialog ein. Ich habe die „Hotline für besorgte Bürger“ gegründet, bei

der jeder seine Meinung äußern kann, vor allem Wähler der AfD und Pegida-Anhänger. Bei der Hotline sprechen sie dann mit Menschen, die einen Migrationshintergrund haben. Sie bietet den „besorgten Bürgern“ einen geschützten Rahmen, um ihre Gedanken mitzuteilen und zu reflektieren. Ich gehe auf Demos und leite in Essen das „VielRespektZentrum“. Meine eigenen Rassismuserfahrungen habe ich außerdem in zwei Büchern niedergeschrieben. In einem Kapitel habe ich mich mit der Frage „Woher kommst du?“ auseinandergesetzt. Für mich ist es ein komplexes Thema. Die Frage kann einfach Teil des Kennenlernens sein, aber oft steckt unreflektierter, nicht beabsichtigter Alltagsrassismus dahinter. Die Frage ist für mich in Ordnung, wenn sie nicht sofort gestellt wird. Ganz wichtig ist es, dass die erste Antwort akzeptiert und nicht weiter nachgefragt wird. Letztlich geht es immer um den Kontext.

Es gibt auch Rückschläge im Kampf gegen den Alltagsrassismus und Rassismus: rechtsextreme Anschläge, ob in Halle oder Hanau. Ich war zwar nie direkt betroffen. Aber irgendwie schon mitgemeint. Es zeigt, dass da draußen immer noch Gewalttäter rumlaufen, die Menschenleben auslöschen wollen.

Ich finde, wir alle sollten lernen, solidarisch zu sein für die Lebenswelt von Minderheiten und diskriminierten Menschen und uns gegen den Hass stellen. Jeder sollte seinen Beitrag gegen Rassismus leisten. Ob in der Familie, bei Freunden oder in der Kneipe.





Anonym

20 Jahre, aus Bochum

Die Protagonistin möchte anonym bleiben, da sie sich nicht wohlfühlt, beim Thema Alltagsrassismus im Mittelpunkt zu stehen. Sie möchte kein Mitleid.

Es fällt das Wort Indien im Klassenraum. Und sofort drehen sich alle zu mir um. Ständig diese Blicke. Ich werde gefragt, ob ich denn auch Kühe anbete. Ein Mitschüler lässt sich das Wort „picken“ einfallen. Eine Anspielung auf das Pflücken von Baumwolle in Indien.

Dabei bin ich keine Inderin, sondern Tamilin. Meine Eltern kommen aus Sri Lanka. Das verstand in der Schule niemand. Dieser Alltagsrassismus

hat mich mit der Zeit so unter Druck gesetzt, dass ich mich für meine Herkunft geschämt habe. Wo komme ich überhaupt her? Ich fühle mich in Deutschland zu Hause, bin hier geboren und aufgewachsen. Mit der Heimat meiner Eltern kann ich nicht viel anfangen. Dennoch mag ich die dortige Kultur. Dafür will ich mich niemals schämen müssen.

Nicht nur von Mitschülern habe ich Alltagsrassismus erfahren. Auch durch die Lehrer. Als ich mich mit einer Mitschülerin gestritten habe, sprach meine Lehrerin mich auf das Geschehene an. Ich durfte mich jedoch gar nicht erst zu dem Thema äußern. In der nächsten Klausur gab sie mir eine schlechte Note und nahm mich im Unterricht nicht

mehr dran. Wenn ich angesprochen wurde, hat sie mich angeschrien. Das hat mich extrem eingeschüchtert.

Bis heute prägt mich diese Erfahrung. Ich rede immer sehr leise, versuche, mich überall anzupassen. Ich will mich deutsch verhalten, bin pünktlich und ordentlich. Ein Mitschüler sagte einmal zu mir: „Du bist a white girl trapped in a brown body.“

In Zukunft will ich mich endlich in meiner Haut wohlfühlen, und mich nicht wie zwei verschiedene Menschen in meinen beiden Kulturen verhalten. Damit ich so sein kann, wie ich bin. Ohne mir Gedanken darüber zu machen, wie ich von anderen wahrgenommen werde.

Sind wir nicht alle ein bisschen rassistisch?

Oft bleibt Alltagsrassismus unerkannt. Doch die wenigsten können sich von ihm freisprechen. Der Rassismusforscher Karim Fereidooni erklärt, woher Rassismus kommt und warum er so selten problematisiert wird.

INTERVIEW ANABEL SCHRÖTER FOTO PRIVAT



Rassismus und Alltagsrassismus sind für Karim Fereidooni immer wieder Thema. Als Juniorprofessor für die Didaktik der sozialwissenschaftlichen Bildung an der Ruhr-Universität in Bochum setzt sich der 36-Jährige unter anderem mit Rassismuskritik in pädagogischen Institutionen auseinander. Bereits für seine Dissertation forschte er dazu.

Stecken in jedem von uns alltagsrassistische Gedanken?

Der Alltagsrassismus ist in uns Menschen verankert, da wir ihn im Laufe unserer Sozialisation durch Kinderbücher, Erzählungen der Eltern, die Nachbarschaft und Schule lernen. Studien zeigen, dass Rassismus bereits bei Kindern ab drei Jahren eine Rolle spielt. In diesem Alter erlernen sie zwei Dinge: Zum einen, dass Männer mehr Macht haben als Frauen. Zum anderen lernen sie, von äußerlichen Merkmalen darauf zu schließen, ob jemand Macht hat oder nicht. In Rollenspielen kommt dieses Bild zum Vorschein, indem die

Kinder wissen, wer beispielsweise die Funktion eines Politikers übernehmen kann und wer nicht. Rassismus hat also nichts zu tun mit Intention, Intelligenz, dem Alter, Wohnort oder dem sozialen Status. Sondern mit Machtstrukturen.

Und wer hat diese Macht in unserer Gesellschaft inne?

Auf der ganzen Welt sind das ganz klar die weißen Menschen. Unter anderem durch die vom Rassismus geschaffenen Rassestrukturen. Auch wenn wir wissen, dass es keine Rasse gibt, wurden diese Konstrukte gebildet, um Unterdrückung zu legitimieren, wie in der Zeit der Aufklärung. Das bedeutet, dass es keinen Rassismus gegen weiße Deutsche gibt, denn Weißsein gilt überall auf der Welt als Norm.

Warum gibt es keinen Rassismus gegen Weiße?

Rassismus ist eine spezifische Spielart von Diskriminierung, die sich auf

die zugeschriebene oder faktische Herkunft bezieht, von der Person, die abgewertet wird. Menschen, denen das Deutschsein nicht abgesprochen wird, die erfahren keinen Rassismus, sondern situative Diskriminierung. Es gibt keine Macht, die weiße Deutsche vom Arbeitsmarkt, Wohnungsmarkt oder Ähnlichem ausschließt. Weiße Menschen haben Rassismus und Rassen erfunden und sich an die Spitze der menschlichen Pyramide platziert.

Warum ist Alltagsrassismus 2020 immer noch ein großes Problem?

Rassismus ist in uns verankert, er wird nicht problematisiert und oftmals nicht thematisiert. Das Problem ist, dass viele im Glauben sind, dass es in der Mitte der Gesellschaft keinen Rassismus gäbe. Es wird suggeriert, dass er nur etwas mit dem rechten Rand zu tun hätte und es ihn seit 1945 in Deutschland nicht mehr gäbe, denn dieses Land sei demokratisch. Es gibt einen Unterschied zwischen Alltags-

» Der erste Schritt gegen Rassismus vorzugehen, ist anzuerkennen, dass er überall virulent ist, wo Menschen zusammenkommen. «

Prof. Dr. Karim Fereidooni forscht an der Ruhr-Universität Bochum zum Thema Rassismus.

rassismus und Staatsrassismus. Letzteren gab es zwischen 1933 und 1945, mit den Konzentrationslagern und den Nürnberger Rassegesetzen. Diese existieren zum Glück nicht mehr. Alltagsrassismus schon und das muss uns bewusst werden.

Welche Entwicklungen haben Sie in den vergangenen Jahren beobachtet?

Zum einen ist die BRD 2020 so rassistisch wie noch nie in der Geschichte. Als die AfD in den Bundestag eingezogen ist, wurde einiges sagbar, was vor zehn oder fünfzehn Jahren undenkbar war. Zum Beispiel, dass Politiker*innen von dem Holocaust-Denkmal als „Denkmal der Schande“ sprechen. Diese Partei hat Rassismus wieder ein Stück weit salonfähig gemacht. Gleichzeitig ist die BRD so rassistisch wie noch nie. 2015 gab es eine Solidaritätsbewegung, bei der viele Menschen unter anderem an den Bahnhöfen gestanden und geflüchteten Menschen applaudiert haben. Ich würde also von einer Gleichzeitigkeit sprechen. Alle Gesellschaftsmitglieder müssen sich tagtäglich gegen Rassismus und Antisemitismus einsetzen. Denn der Kampf ist nie vorbei.

Wie bewerten Sie die Solidaritätsbewegung momentan in Europa, vor allem in Deutschland?

Es gibt Alltagsrassismus und die damit zusammenhängende Polizeigewalt auch in Deutschland. Schwarze Menschen leben seit über 400 Jahren in

Deutschland und die Bundesrepublik muss sich unter anderem ihrem kolonialen Erbe stellen. Der erste Schritt gegen Rassismus vorzugehen, ist anzuerkennen, dass Rassismus überall virulent ist, wo Menschen zusammenkommen.

Könnte es durch den Tod von George Floyd zu einem Umdenken in der gesamten Gesellschaft kommen?

Ein gesellschaftliches Umdenken kann nur stattfinden, wenn jede*r einzelne Bürger*in sich gegen Rassismus zur Wehr setzt. Das Engagement gegen Rassismus muss – genauso wie der Einsatz gegen den Klimawandel – als gesamtgesellschaftliche Aufgabe verstanden werden. Dazu benötigen wir eine Solidarität von Menschen, die die unterschiedlichsten Erfahrungen gemacht haben. Weiße Menschen sollten Rassismus nicht kritisieren, um Schwarzen zu helfen, sondern um sich selbst zu helfen. Damit sie Schwarze Menschen nicht als Gefahr sehen.

Ist die Frage „Woher kommst du?“ rassistisch?

Wenn Sie die erste Antwort ihres Gegenübers akzeptieren, dann ist diese Frage nicht rassistisch relevant für mich. Aber leider wird Menschen of Color oder Schwarzen Menschen das Deutschsein abgesprochen, indem nachgebohrt wird. In einer Migrationsgesellschaft kann nicht vom Aussehen von Personen auf ihre Staatsbürgerschaft geschlossen werden.

Warum sind Bierflaschen meistens aus dunklem Glas?

PROTOKOLL PHILIP ALTROCK FOTO ASTRID FAHLENKAMP ILLUSTRATION NANNA ZIMMERMANN

Das wir Bier fast immer aus grünen oder braunen Flaschen trinken, ist keine reine Frage der Ästhetik. Das dunkle Glas schützt das Getränk vor Lichteinfall, damit wir den Geschmack des Biers auch im Sommer im Freien genießen können.

Problematisch für das Bier sind blaues Licht und UVA-Strahlen, die vor allem im Tageslicht vorkommen. Sie schaden einem wichtigen Stoff im Bier, dem Humulon. Das ist ein Bestandteil des Hopfens, der nach dem Gärungsprozess den bitteren und herben Geschmack ausmacht. Der Lichteinfall ist dafür verantwortlich, dass Bier seinen Geschmack verändert. Es riecht verdorben, wenn es zu lange in der Sonne steht. Experten bezeichnen das auch als Light-Struck-Effekt oder Light-Struck-Geschmack, also „vom Licht getroffen“.

Dunkles Glas kann diesen Effekt verlangsamen. Würden wir ein Bier in einer braunen Flasche und ein Bier in einer hellen Flasche nebeneinander in die Sonne stellen, bekämen zwar beide nach einer gewissen Zeit diesen Light-Struck-Geschmack. In der hellen Flasche würde das aber deutlich früher passieren. Sie kann das Bier nicht so gut vor dem Licht schützen. Das braune Glas wirkt hingegen wie ein Lichtfilter, hält allerdings auch nicht alle Lichtstrahlen auf.

Trotzdem gibt es viele Biermarken, die in durchsichtigen Flaschen verkauft werden, zum Beispiel

Corona. Das passiert nicht, weil die Hersteller den schlechten Geschmack des Getränks in Kauf nehmen. Diese Firmen stellen ihr Bier anders her. Einige von ihnen produzieren es zum Beispiel mit so wenig Hopfen, dass die Veränderung des Geschmacks durch den Lichteinfall

für den Menschen nicht mehr wahrnehmbar ist. Andere Hersteller benutzen Hopfenextrakte, in denen das Humulon, das den Geruch auslösen kann, durch andere Stoffe mit vergleichbarem Geschmack ersetzt wird.

Es gibt eine deutsche Firma, die ihr Bier in durchsichtigen Flaschen anbietet, obwohl sie Hopfen zur

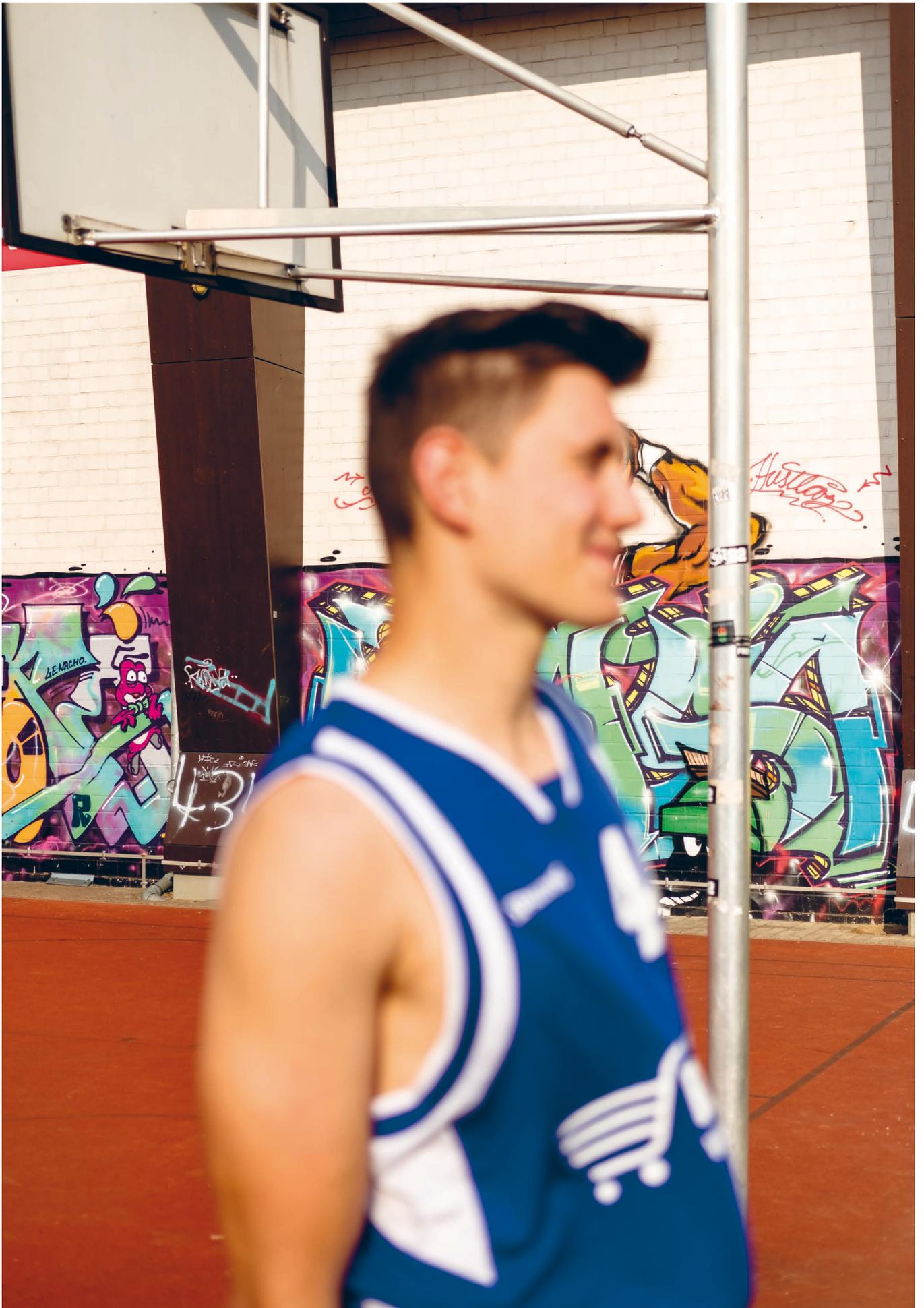
Produktion verwendet: Gemeint ist

Becks Gold. Die Brauerei löst das Problem mit den Lichtstrahlen, indem sie Vanadiumpentoxid in ihrem Glas verwendet. Das ist ein Stoff zum Lichtschutz. Der schützt das Bier vor den Strahlen, ähnlich wie Sonnenschutzmittel in einer Sonnencreme.

Bei den herkömmlichen, dunklen Flaschen gilt: Braune Glasflaschen sind ein wenig besser geeignet als grüne, um Bier aufzubewahren. Braune Flaschen lassen nämlich noch weniger Lichtstrahlen durch. Bei grünen Flaschen kann es deshalb eher vorkommen, dass Bier einen leicht verdorbenen und unangenehmeren Geruch hat. Außerdem erklärt es, warum sich viele leidenschaftliche Biertrinker darüber unterhalten, dass Bier aus grünen Flaschen komisch riecht.

Prof. Dr. Hajo Haase
ist Professor für
Lebensmittel-
chemie und
Toxikologie
an der
Technischen
Universität
Berlin.





UND PLÖTZLICH IST ALLES ANDERS

Tims Chancen, Profibasketballer zu werden, standen gut – bis er aufgrund einer Verletzung für Wochen im Rollstuhl saß. Wie sich Tim zurück in seinen Alltag kämpfte und der Unfall seine Prioritäten änderte, erzählt er hier.

TEXT MONA WESTHOLT FOTO MAGNUS TERHORST

Der Moment, der das Leben von Tim Gilberti verändert, dauert nur wenige Sekunden. Ein Zweikampf während eines Basketballspiels, wie er ihn schon hunderte Male geführt hat. Der Ellenbogen eines Gegners trifft ihn an der Halswirbelsäule. Tim verliert den Halt, kippt um, bleibt regungslos am Boden liegen.

Diese Sekunden, sagt Tim heute, hat er nicht richtig wahrgenommen. Sie fühlten sich an wie in Trance. Die Schiedsrichter unterbrachen das Spiel. Der Teamarzt rief nach einer kurzen Untersuchung die Rettungskräfte, die Tim in die Notaufnahme brachten. Er erinnert sich noch, dass er im Krankenhaus davon ausging, in wenigen Wochen wieder spielen zu können. Es kam anders. Ärzt*innen entdeckten eine Wasserblase in seinem Halswirbelkanal, ein Knochenmarködem. Dieses behinderte und zerstörte Teile seines Nervenstrangs. Weder Arme noch Beine konnte Tim spüren. Der bis dato aufstrebende Basketballer: Von nun an saß er für Wochen in einem Rollstuhl.

Wenn Tim darüber spricht, wie sich von einem auf den anderen Moment sein Leben veränderte, wird er ernst und ruhig. Sechs Jahre sind seit dem Unfall vergangen und ihm ist anzumerken, wie traurig ihn dieser Schicksalsschlag macht. Während er erzählt, sieht er immer wieder auf den Boden – aber spricht dann mit einem Lächeln weiter.

RÜCKSCHLAG KURZ VOR DEM PROFIZIEL

Tim ist kein Basketballer wie jeder andere. Die Zeichen in seiner Karriere standen überaus gut. Mit sechs Jahren stand Tim bereits auf dem Basketballplatz und verbesserte sich mit jedem Training. Als er mit 14 Jahren in der Jugendbundesliga spielte, wurde ihm bewusst, dass er sich seinen Traum vom Profibasketball erfüllen könnte. Mit 1,93 Meter hat der heute 23-Jährige nicht nur eine gute Körpergröße. Den nötigen Ehrgeiz und das nötige Talent, um Karriere zu machen, besaß er auch, sagen sowohl ein früherer Mitspieler als auch sein heutiger Trainer.

Um seinen Traum zu verwirklichen, brachte Tim Opfer: drei Mal täglich Training, wenig Zeit für seine Freund*innen und auch die Schule war für ihn zweitrangig. Weil er durch den Unterricht das Morgentraining verpasste, musste er am Nachmittag ein zusätzliches Krafttraining absolvieren. Zeit für Hausaufgaben blieb wenig. Sein Eifer zahlte sich aus. In seinem Team galt Tim als großes Talent. Ein Ex-Mitspieler der Metropol Baskets Ruhr, wo Tim vor seinem Unfall spielte, erzählt von seiner überdurchschnittlichen Schnelligkeit. Tim habe einen guten Wurf und ein sehr gutes Spielverständnis gehabt. Zum richtigen Zeitpunkt übernahm er mit dem nötigen Ego die Verantwortung auf dem Spielfeld.

Wer dem 23-Jährigen mit den breiten Schultern und dunklen Haaren heute beim Basketballspielen zusieht, ahnt sein Können. Tim rollt den Basketball auf seinem Finger, dribbelt ihn hin und her und zielt auf den Korb, wie er es schon vor dem Unfall gemacht hat. Nur, dass das heute alles keineswegs selbstverständlich ist.



Tim im Gespräch mit Kurt-Autorin Mona Westholt

Eineinhalb Jahre hatte Tim mit den physischen Folgen seiner Verletzung zu kämpfen. Er musste etliche Therapie machen, um die Feinmotorik in seinen Armen zurückzuerlangen. Darunter Ergo-, Mal- und Musiktherapien. Das sei „das Krasseste überhaupt“ gewesen. Ein Video, das er auf Facebook geteilt hat, zeigt seine Fortschritte: Sein Körper hängt schlaff in einem großen Gürtel. Seine Beine sind von Oberschenkel bis Waden in Bandagen umwickelt. Auch seine Schuhe hängen in Schlaufen, die an roboterartigen Metallbeinen festgemacht sind. Sie helfen ihm dabei, Schritte auf dem langsamen Laufband zu machen. Mit den Metallbeinen hebt und senkt er seine Glieder wie ferngesteuert.

Tim sagt, dass er damals schnell Fortschritte machte. Er sagt aber auch, dass ihm diese nicht schnell genug kamen.

Unbedingt wollte er gesund werden, schnell wieder spielen. Doch genau dieser Druck hemmte seine Genesung. Heute weiß er, dass in seinem Kopf eine Blockade entstanden war. Die Ärzt*innen sprachen von einer psychogenen Lähmung, die ihn daran hinderte, laufen zu können. Und nicht nur das: Aus der Frustration heraus stritt er sich immer öfter mit seinen Eltern.

DIE BELASTUNG WAR KAUM NOCH AUSZUHALTEN

Selbst das Verhältnis zu seinen Ärzt*innen habe darunter gelitten, sagt er. Tim fiel es zunehmend schwer, ihnen zu vertrauen. Oft habe er länger für Fortschritte gebraucht, als die Ärzt*innen prognostizierten. Durch die Medikamente, die er nehmen musste, nahm Tim stark an Gewicht zu. In der Schule

kam er nicht mehr richtig mit, musste ein Schuljahr wiederholen. „Von jetzt auf gleich ging alles kaputt“, sagt Tim. Die Belastungen waren für ihn kaum noch auszuhalten. Und seine Enttäuschung über den verpassten Aufstieg in die Profiligen wuchs täglich. Nur eine Woche nach seinem Unfall hätte Tim sich nämlich seinen Traum erfüllen können: den Wechsel zur ersten Mannschaft der ETB Wohnbau Baskets Essen. Dann hätte er sich offiziell Profibasketballer nennen dürfen. Mit dem Verein stellte er sogar einen Fünfjahresplan auf, mit dem Ziel, in den hohen Ligen Europas zu spielen. Der Wechsel scheiterte, wie so vieles in dieser Zeit. Das Management des Zweitligisten wollte keine verletzten Spieler unter Vertrag nehmen, erfuhr Tim, als feststand, dass er mehrere Monate ausfallen würde. Dies konnte und wollte er zunächst

» Ich war komplett am Boden zerstört. Ich hatte keine Lust mehr. Keiner glaubt an dich. Alle verlassen dich. «

Tim Gilberti über die harte Zeit während und nach seiner Verletzung

nicht wahrhaben. „Ich war komplett am Boden zerstört.“

Als Tim die Folgen seines Unfalls bewusst wurden, wurde er depressiv. Trotz psychologischer Hilfe verschlimmerte sich die Depression. Zweimal versuchte er, sich das Leben zu nehmen. „Ich hatte keine Lust mehr. Keiner glaubt an dich. Alle verlassen dich“, erzählt er.

NEUES TEAM, ANDERE PRIORITÄTEN

Es brauchte Zeit, bis die Zuversicht zurückkam. Etwa eineinhalb Jahre. Mit Hilfe von Psycholog*innen gelang es Tim, die Depression hinter sich zu lassen. Er probierte sich bei verschiedenen Vereinen aus, die ihn als Basketballer wieder aufbauen wollten. Doch die ersten Trainingsversuche waren frustrierend. „Ich konnte den Ball nicht mehr richtig in meiner Hand fühlen.“ Er habe nicht mehr richtig werfen können. Nichts habe so funktioniert, wie er es wollte. „Mein Kopf wollte, aber meine Motorik konnte nicht.“

Mittlerweile kann seine Motorik wieder so, wie sein Kopf es will. Tim hat seinen Weg zurück zum Basketball gefunden. Bei seinem Dortmunder Verein SV Derne 49 fühlt er sich wohl. Er spielt im besseren Amateurbereich in der zweiten Regionalliga der Herren und hat das Vertrauen von Trainer und Mitspielern. Er hat sich in der vergangenen Saison sportlich weiterentwickelt, gute Entscheidungen getroffen und mehr Verantwortung übernommen, erzählt sein Trainer – und sieht in Tim sogar das Potenzial, in höheren Ligen zu spielen.

Aber Tim will sich erst einmal auf die Uni konzentrieren. Der Unfall hat seine Prioritäten verschoben. Früher kam ein Abitur für ihn nicht infrage. Das brauche man als Profibasketballer nicht, hat er damals immer gesagt. Nach seiner Verletzung entschied er sich um. Er absolvierte erst das Abitur, fing dann ein Studium in Geowissenschaften an der Ruhr-Universität Bochum an. Basketball ist heute nicht mehr das Allerwichtigste für ihn. „Ich will so lange und in so hohen Ligen spielen, wie möglich.

Wenn ich aber merke, ich komme mit der Uni nicht hinterher, würde ich einen Schritt zurückgehen.“

Ganz aufgegeben hat Tim seinen Traum vom Profidasein nicht. Zuerst will er sein Studium abschließen. Wenn er aber dann zur richtigen Zeit am richtigen Ort vor den richtigen Leuten eine gute Leistung erbringt, kann er noch einen Schritt zum Profibasketball gehen. „Mein Traum ist es immer noch, wenigstens einmal im Bundesligatrikot zu spielen.“





Genesung ist Kopfsache

Im Sport ist nicht nur der Erfolg Kopfsache. Sportler*innen können auch ihre Verletzungen mental beeinflussen, sagt Jens Kleinert, Professor für Sport- und Gesundheitspsychologie an der Deutschen Sporthochschule Köln.

INTERVIEW MONA WESTHOLT FOTO PRESSE/DSHS KÖLN

Junge Nachwuchstalente arbeiten mitunter ihr ganzes Leben darauf hin, Profisportler*innen zu werden. Eine Verletzung kann diesen Lebens Traum durchkreuzen. Was macht das mit den Betroffenen?

Sport ist gerade für junge Athleten mit vielen Idealen und Wünschen verbunden. Eine Verletzung, die so schwer sein könnte, dass bestimmte Träume in Gefahr sind, kann bei ihnen zu krisenhaften Veränderungen führen. Man unterscheidet zwischen kleineren oder mittleren Verletzungen und solchen, die zum Karriereabbruch führen könnten. Bei letzteren brauchen die Sportler häufig sportpsychologische Hilfe. Sie könnten sogar Symptome bekommen, die sie psychotherapeutisch behandeln lassen müssen.

Welche Symptome sind das?

Zunächst sind das vor allem Niedergeschlagenheit und Lustlosigkeit. Dies bezieht sich nicht nur auf das Training. Es kann auch zu schlechteren Leistungen in der Schule oder im Studium kommen. Das ganze System fährt herunter und eine emotionale Leere entsteht. Die Sportler haben weniger Energie und sind nicht mehr so aktiv wie früher.

Kann eine Verletzung bei Nachwuchssportler*innen andere psychische Folgen haben als bei gestandenen Profisportler*innen?

Die Situation von jungen Profisportlern, die am Anfang ihrer Karriere stehen, unterscheidet sich kaum von der Situation

älterer Sportler. In beiden Bereichen können problematische psychische Folgen auftreten. Die Probleme sind aber anders gelagert. Bei jungen Athleten hängt oft der Traum der Karriere von der Verletzung ab. Sie müssen sich noch im Profisport bewähren. Dagegen ist der Sport für ältere Athleten wesentlich existenzabhängiger, da sie häufig auch finanziell auf den Sport angewiesen sind.

Können verletzte Sportler*innen ihre Genesung mental beeinflussen?

Körperliche und psychische Heilungsprozesse hängen stark voneinander ab. Das, was exzellente von sehr guten Sportlern unterscheidet, ist der Kopf. Wenn verletzte Sportler eine positive Einstellung haben und sich selbst in der Heilung vertrauen, spiegelt sich das positiv im körperlichen Heilungsprozess wider. Die Athleten, die mit solchen Situationen optimal zurechtkommen, sind die, die am Ende Karriere machen.

Welche Rolle spielen dabei die Mannschaft und das persönliche Umfeld?

Das soziale Umfeld ist einer der wichtigsten Faktoren für die psychische Situation der Athleten. Das können der Trainer, die Familie oder Freunde sein, die ihnen zusprechen oder durch Tipps und Hilfestellungen unterstützen. Wichtig ist, dass Sporttreibende sich in dem sozialen Umfeld aufgehoben und geborgen fühlen. Es wäre schlimm, wenn sich verschiedene Instanzen widersprechen. Wenn also der Arzt etwas

anderes sagt als der Trainer und dieser etwas anderes sagt als der Vater. Sportler brauchen eine aufgehobene, positive und konsistente soziale Umgebung.

Kann eine Verletzung die Leistung der Sportler*innen nachhaltig belasten – angenommen, sie sind wieder vollkommen körperlich genesen?

Es kommt immer wieder vor, dass Athleten, die sich in bestimmten Situationen verletzt haben, sehr zurückhaltend oder ängstlich sind. Eine Verletzung kann also die Leistung nachhaltig mindern. Ein unangemessenes, unsicheres Verhalten kann sogar dazu führen, dass sportmotorische oder technische Fehler gemacht werden, die wiederum zu Folgeverletzungen führen.

Wo können Sportler*innen, die wegen einer Verletzung ihren Profi-Traum aufgeben mussten, Hilfe finden?

Es gibt ganz unterschiedliche Institutionen, die den Sportlern helfen können. Kaderathleten können über die Olympiastützpunkte psychologische Betreuung finden. Speziell für junge Athleten gibt es die „MentalTalent“ Initiative in NRW. Das ist ein Netz von Sportpsychologen, die besonders junge Sportler und Sportlerinnen betreuen. Die Initiative „MentalGestärkt“ vermittelt bei psychischen Problemen, also etwa bei Verdacht auf Depressionen, therapeutische Hilfe. Karriereberatungen können Sportlern helfen, indem sie Alternativen zur sportlichen Karriere aufzeigen.

Werbung ohne Wurst!

In jedem Heft schreiben wir eine Mail – dieses Mal an die Bundesministerin für Ernährung und Landwirtschaft Julia Klöckner. Werbung für billiges Fleisch ist omnipräsent. Unsere Autorin fordert ein Verbot von Billigfleisch-Werbung, um die Gesundheit der Verbraucher*innen zu schützen.

TEXT LAURA WUNDERLICH

Neue Nachricht: Werbeverbot für Billigfleisch



Von: Laura Wunderlich

An: Julia Klöckner

Betreff: Werbeverbot für Billigfleisch

Sehr geehrte Frau Klöckner,

jede*r Deutsche isst im Durchschnitt 60 Kilogramm Fleisch pro Jahr. So berichtet es die Bundesanstalt für Landwirtschaft und Ernährung. Das ist viel zu viel. Nur 30 Kilogramm empfiehlt der Verein „Deutsche Gesellschaft für Ernährung“. Die Folgen des zu hohen Fleischkonsums sind ein erhöhtes Risiko für Herzinfarkte, Schlaganfälle, Diabetes und Krebskrankheiten. Dass wir so viel Fleisch essen, wird vor allem durch eins ermöglicht: niedrige Preise. Jede Woche landen in den Briefkästen der Verbraucher*innen bunte Blättchen, die mit dem nächsten Schnäppchen werben. Liebe Frau Klöckner, Sie müssen dafür sorgen, dass dieser Wahnsinn endet: Schaffen Sie ein Werbeverbot für Billigfleisch. Es kann nicht sein, dass ein Kilogramm Schweinehack für drei Euro zur Verlockung wird.

Ein Verbot von Werbung für Billigfleisch ist vergleichbar mit dem Werbeverbot für Tabak. Bei Zigaretten hilft diese Maßnahme. Um etwa sieben Prozent geht der Tabakkonsum zurück, wenn man ihn nicht mehr bewirbt, sagt die Weltgesundheitsorganisation. In der Praxis zeigen sich noch stärkere Auswirkungen. Der Tabakkonsum sank in Finnland nach dem Werbeverbot um 37 Prozent, so das gemeinnützige Institut für Therapie- und Gesundheitsforschung. Um die Gesundheit der Verbraucher*innen zu schützen, sind Werbeverbote also sinnvoll. Und da die deutsche Politik Tabakwerbung einschränkt, ist es nur konsequent, beim Fleisch weiterzumachen.

Ein Werbeverbot könnte zudem ein Umdenken in der Lebensmittelbranche anstoßen: Der öffentliche Preiskampf wäre unterbunden. Wenn der Einzelhandel nicht mehr mit dem Preis werben kann, muss er andere Verkaufsargumente finden – etwa das Tierwohl. Die Discounter und Supermärkte hätten dann einen Anreiz, den Halter*innen klare Vorgaben zu machen, wie die Tiere leben müssen. Infolgedessen könnte das Werbeverbot dazu führen, dass sich gute und gesunde Tierhaltung mehr lohnt.

Das Werbeverbot von Billigfleisch wäre damit ein guter Schritt, um endlich Veränderungen in der Fleischindustrie zu erreichen. Fangen Sie an.

Mit freundlichen Grüßen
Laura Wunderlich

Senden





IM SCHREBERGARTEN SEINE LAUBE

Perfekter Rasen, symmetrisch angeordnete Gemüsebeete und penibel herausgeputzte Gartenzwerge. Schrebergärten sind das Symbol deutscher Spießigkeit. Dieses Bild verändert sich. Ein Besuch bei Jonas, 24 Jahre alt und begeisterter Kleingärtner.





Seit Januar hat Jonas (rechts) einen Kleingarten gepachtet. Freund Fabian steht ihm immer zur Seite.

Wer zu Jonas Adrian möchte, braucht ein gutes Gedächtnis und einen genauen Orientierungssinn. Zwischen den Hecken, Lauben und Gemüsebeeten kann man sich leicht verlaufen. Die Strecke führt über einen kleinen Kiesweg, vorbei an Ästen von Obstbäumen, die aus einigen Gärten auf den schmalen Pfad ragen. Wer es geschafft hat, der entdeckt Jonas schließlich in einem der vielen Gewächshäuser hinter einer kleinen Hecke – in seinem eigenen grünen Reich. Der 24-Jährige hat sich seinen Traum vom Schrebergarten erfüllt. Seit Januar gehören ihm 400 Quadratmeter Grün, mitten in einer riesigen Kleingartenkolonie in Soest nahe Dortmund.

Viel Fläche, die viel Arbeit bedeutet: „Umgraben, anpflanzen, düngen, gießen, reparieren – es steht immer jede Menge an“, erzählt Jonas. Lässig gekleidet mit T-Shirt, Sporthose und Turnschuhen macht er sich an die Arbeit. Die Mittagssonne scheint von außen durch die Scheiben seines kleinen Gewächshauses. Mit einer Schaufel gräbt Jonas ein Loch in die Erde. Behutsam setzt er eine junge Bananenpflanze hinein. Ein bisschen Dünger und Wasser dazu und schon ist sein Garten wieder etwas grüner geworden. „Das war schon immer ein Kindheitstraum von mir“, sagt er. „So wie andere Spaß an Fußball haben oder daran, am Auto zu schrauben, habe ich Spaß am Gärtnern.“ Zu Hause bei seiner Mutter in Soest hat Jonas nur einen kleinen Ziergarten.

EINE NEUE GENERATION EROBERT DEN KLEINGARTEN

Kleingärtner*innen: Sind das nicht Rentner*innen, die ihren Tag damit verbringen, den Gartenzweig zu polieren

und den Rasen mit einer Nagelschere perfekt auf 3,5 Zentimeter zu stutzen? Tatsächlich ist Jonas mit seinen 24 Jahren einer der Jüngsten in seinem Gartenverein.

Doch Studien zeigen: Das Kleingartenwesen verändert sich. Da die Pächter*innen von Kleingärten immer älter werden, kommt es hier nach und nach zu einem Generationenwechsel. Derzeit liegt das Durchschnittsalter der Menschen, die einen Kleingarten gepachtet haben, bei 56 Jahren. 2013 waren Kleingärtner*innen in Deutschland durchschnittlich noch etwa 60 Jahre alt. Besonders in den großen westdeutschen Städten übersteigt die Nachfrage nach Kleingärten mittlerweile das Angebot. Hier sind es vor allem junge Familien, die dazu beitragen, dass das Durchschnittsalter in den Vereinen sinkt. Das ergab eine Studie des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung 2019. In Deutschland gibt es insgesamt etwa 1,1 Millionen Kleingärten. Dass diese bei Jüngeren zunehmend beliebt werden, lässt sich zum Beispiel mit einem neuen Zeitgeist in der Bevölkerung erklären: Obst und Gemüse aus dem eigenen Garten, biologisch und ohne Chemie oder Schädlingsbekämpfung – gerade bei den jungen Menschen aus der Stadt kommt dies zunehmend in Mode.

Selbst angepflanztes Obst und Gemüse: Das war auch für Jonas ein Grund, warum er den Kleingarten gepachtet hat. Obstbäume, Sträucher mit Beeren, Kürbisse, Wassermelonen und jede Menge Kräuter wachsen hier. In einem Gewächshaus pflanzt er zudem Zitronen und Tomaten an. Sogar eine kleine, blaugestrichene Laube gibt es auf seinem Grundstück, in deren Fenster die Pride-

Flagge hängt. Bis es hier so aussah, war viel Arbeit notwendig: „Der Garten sah vorher aus wie hingerichtet“, sagt Jonas. „Das waren hier teilweise richtige Müllberge. Das musste ich erstmal wieder alles auf Vordermann bringen.“ Unterstützung bekommt Jonas von seinem Freund Fabian, der als gelernter Elektriker besonders in handwerklichen Dingen helfen kann. Jonas selbst macht eine Ausbildung zum Heilerziehungspfleger und bietet Massagen an. Wenn er nicht arbeitet, nutzt er jede freie Minute für die Gartenarbeit.

IM GRÜNEN FREI UND UNABHÄNGIG

Jonas geht es nicht nur ums Gärtnern. Für ihn bedeutet der eigene Garten auch Freiheit und Unabhängigkeit. „Für mich stand fest: Entweder ziehe ich zu Hause aus oder ich kaufe mir ein eigenes Grundstück“, erzählt er. Jonas hat Schweißtropfen auf der Stirn. Einen Stein nach dem anderen platziert er auf dem schmalen Kiesfundament in seinem Gewächshaus. Am Ende soll hier ein kleiner Weg entstehen. Im Gewächshaus ist es noch heißer und stickiger als draußen bei seinen Beeten oder der breiten Rasenfläche. Jonas sagt: „Der Garten ist riesengroß und ich kann mich hier komplett entfalten. Ich kann sogar hier übernachten.“ Hin und wieder feiert er vor seiner Laube kleine Gartenpartys mit Freund*innen.

„Gerade die Jüngeren sehen den eigenen Garten auch als Freizeitgarten“, erklärt Frank Vormberge. Er ist Vorstand des Gartenvereins „Am alten Flughafen“ in Dortmund. Sein Verein erlebe ebenfalls einen Generationenwechsel der Pächter*innen: „Die Älteren gehen so langsam, weil sie einsehen, dass sie die

Arbeit nicht mehr schaffen, oder leider versterben. Diejenigen, die bei uns einen neuen Garten bekommen, sind meistens so um die 30 bis 45 Jahre alt.“ Auch einige Studierende haben im Verein einen Garten gepachtet. Konflikte zwischen den Generationen beobachtet Frank Vormberge nicht: „Bei uns im Verein müssen sich die Jungen und die Alten an die Regeln halten“, erklärt er.

KÄMPFEN FÜR DEN EIGENEN GARTEN

Vormberge sagt, der Verein sei froh, dass auch Jüngere eintreten, weil sie mit anpacken können: „In so einem Garten fallen natürlich diverse Arbeiten an. Da ist es schön, ein paar Leistungsträger dabei zu haben. Das sind eben meistens die Jüngeren, weil die mehr Kraft haben.“ Dennoch sei ein eigener Kleingarten nicht für jeden etwas. Kleingärtner*innen sollten Zeit haben, regelmäßig den eigenen Garten zu be-

wirtschaften: „Aus eigener Erfahrung kann ich sagen: Wenn man Gärtner hat, die alleinstehend sind und vielleicht noch arbeiten müssen, dann ist das sehr schwierig.“

Für Jonas war es nicht einfach, überhaupt einen eigenen Garten zu bekommen. Er kniet auf dem Boden, vor ihm zwei Reihen Knoblauchpflanzen und mindestens doppelt so viel Unkraut. „Ich wurde nicht mit offenen Armen empfangen“, sagt er. „Da ich nicht verheiratet und noch ziemlich jung bin, hat der Vereinsleiter gesagt, dass ich mit meinem Alter hier nicht angenommen werde.“ Schließlich habe es viel Überredungskunst gekostet, bis der Vereinsleiter endlich nachgegeben habe. Routiniert zupft Jonas mit den Fingerspitzen Unkraut und alles, was sonst nicht ins Beet gehört, aus der trockenen Erde. So lange, bis der Knoblauch wieder genug Raum zum Wachsen hat. Währenddessen schneidet sein Freund Fabian mit

einer großen Kreissäge weiter Steinplatten für den Weg im Gewächshaus zu recht. Dank ihm hat es mit dem Garten schließlich doch geklappt. Fabian erzählt: „Jonas kam aus dem Vereinsheim raus und sagte zu mir: ‚Wir müssen jetzt zusammenbleiben. Ich habe dem Vereinsleiter gesagt, du bist mein Freund und du machst das jetzt hier mit mir.‘“ Fast jedes Wochenende verbringt Jonas in seinem Garten. Wenn es die Arbeitszeiten zulassen, ist er auch unter der Woche hier. Das Gärtnern habe er sich selbst beigebracht, erzählt er. „Und wenn ich mal nicht weiter weiß, dann schaue ich im Internet nach, beispielsweise wie man Zwiebeln anpflanzt.“

MEHR ALS GRILLEN UND PARTY MACHEN

Spaß am Anpflanzen und Ernten ist wichtig, wenn man Kleingärtner*in werden will. Denn nur zum Grillen und Feiern seien die Gärten nicht gedacht, er-



klärt Frank Gerber vom Stadtverband Dortmunder Gartenvereine: „Im Bundeskleingartengesetz ist genau definiert, wozu ein Kleingarten da ist: einerseits zum Anbau von Obst und Gemüse und andererseits zur Erholung.“ Wenn jemand den Fokus nur auf die Erholung lege, könne das zu Konflikten führen. Kleingärten seien auch deshalb so günstig, weil sie der Eigenversorgung dienen sollen.

Tatsächlich sind Kleingärten im Vergleich zu einer Mietwohnung für wenig Geld zu haben. Mit etwa 400 Euro pro Jahr sollten Interessierte laut Gerber für den eigenen Kleingarten rechnen. Wasser, Strom und Versicherung inklusive. Jonas zahlt für die Pacht seines Gartens und eine Versicherung 160 Euro im Jahr. Dazu kommen weitere Kosten für die Gartenpflege. Gerber zufolge sollten Kleingärtner*innen etwa zwei- bis dreimal in der Woche Zeit für ihren Garten einplanen und die Voraus-

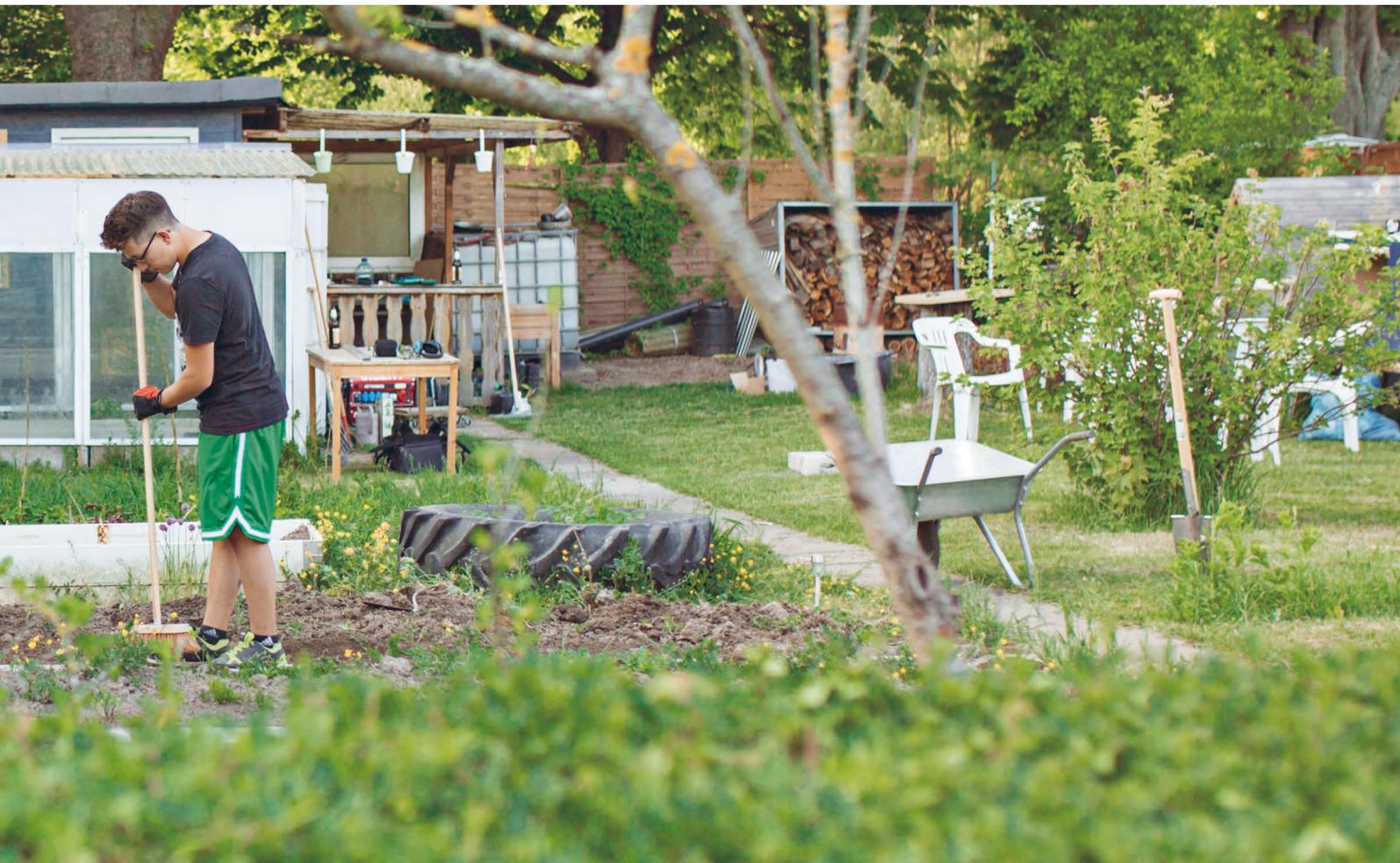
setzungen erfüllen, um in den Gartenverein aufgenommen zu werden. „Wenn der Verein den Eindruck hat, der Mensch möchte wirklich nur grillen und Party machen und hat gar kein Interesse daran, hier Gemüse anzubauen, dann würde er vielleicht gar nicht aufgenommen werden“, sagt Gerber. Häufig gibt es deshalb ein Aufnahmegespräch mit dem Vorstand. Außerdem müssen Mitglieder eines Gartenvereins an Gemeinschaftsstunden teilnehmen. Die Vereinsmitglieder kümmern sich dabei gemeinsam um die Pflege der gesamten Gartenanlage.

WEG VOM GARTENZWERG-IMAGE

Viele Vorschriften und alles ist bis ins kleinste Detail festgelegt: Kein Mensch scheint das mehr zu lieben als Kleingärtner*innen. So schreibt das Bundeskleingartengesetz vor, auf wie viel Fläche des Gartens Obst und Ge-

müse angebaut werden muss, wie groß die Laube sein darf und welche Pflanzen erlaubt sind. Ganz so streng wie früher sei es aber heute oft nicht mehr, meint der Dortmunder Vereinsvorstand Frank Vormberge: „Bis vor wenigen Jahren war es noch so, dass die Vorstände ganz genau geguckt haben, ob das wirklich alles akkurat ist und die Richtlinien eingehalten werden. Und es waren wenige Jüngere, die das dann überhaupt noch wollten, einfach weil die keine Lust hatten, die ganze Zeit nur Gemüse anzubauen.“

Dennoch gibt es Vormberge zufolge auch heute noch Vereine, die ganz genau hinschauen: „Da laufen die wirklich noch kleinkariert mit Maßbändern durch die Gegend, messen alles aus und zählen, wie viele Kohlköpfe man braucht.“ Er selbst achte zwar auch darauf, dass die Gärten nicht verkommen und Regeln eingehalten werden, aber es zähle vor allem das Gesamtbild. Das



Kleingartenwesen öffne sich immer mehr, wodurch es einen Wandel gebe weg vom „Gartenzwerg-Image“ hin zum modernen Kleingartenwesen, heißt es dazu in der Studie des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung.

WENN DER RASEN NICHT KURZ GENUG IST

Der obligatorische Gartenzwerg steht bislang nicht in Jonas' Garten. Und auch der Rasen ist nicht überall sauber gemäht. Insgesamt seien in seinem Gartenverein alle sehr locker, erzählt Jonas. Während des Gesprächs schaut sein deutlich älterer Nachbar ab und zu interessiert über den Gartenzaun. Die beiden tauschen sich aus. Man kennt sich. Erst vor Kurzem hat Jonas ihm seine alten Fenster aus dem Gewächshaus geschenkt. Doch es gebe auch Pächter*innen, die gelegentlich meinen, die Gärten der anderen genauer prüfen zu müssen: „Ich habe schon mal von Gärtnern gehört, dass ich meinen Rasen kurzzuhalten habe. Ich habe auch schon gehört, dass das Dach meiner Gartenlaube falsch wäre oder meine Wassertonne zu schief stehen würde“, sagt Jonas. „Aber die Sprüche gehen da rein, da raus.“ Er habe den Garten schließlich gepachtet, damit er ihn selbst gestalten könne und nicht andere.

Mittlerweile scheint die Abendsonne durch die Blätter der Bäume und die Scheiben von Jonas' Gewächshaus. Den ganzen Tag hat er mit Freund Fabian im Garten verbracht und Pflanzen in die Erde gesetzt. Der Weg im Gewächshaus ist nun auch gepflastert. Die Motivation für die harte Arbeit käme von ganz allein, erzählt Jonas. Es gebe aber auch Tage, an denen er einfach nur auf der Wiese in seinem Garten sitze und die Sonne genieße. Es seien außerdem noch viele weitere Projekte geplant: „Ich würde gerne noch einen kleinen Pavillon mit Theke bauen. Aber das hat Zeit“, erzählt er lachend.



Die Corona-Detektivin

Unzählige Daten fallen derzeit im Dortmunder Gesundheitsamt durch das Coronavirus an. Studentin Katharina Verch hilft als Containment-Scout dabei, alle digital zu erfassen und sorgt so dafür, dass der Überblick nicht verloren geht.

TEXT MIGUEL KALUZA FOTO LUCAS ENGELHARDT

Kannst du das lesen?“, fragt Katharina Verch ihre Kolleg*innen immer dann, wenn sie die Handschrift auf einem Anamnese-Bogen nicht entziffern kann. Auf diesen Bögen stehen die Kontaktdaten von Menschen, die möglicherweise mit Corona infiziert sind. Katharina arbeitet in einer Behörde, dem Gesundheitsamt Dortmund. Doch mitunter gleicht ihr Job dem einer Detektivin – um die Handschriften zu entziffern. „Manchmal lesen wir komplett verschiedene Wörter aus den Bögen heraus, dann helfen wir uns gegenseitig“, sagt Katharina.

Dabei hat sie mit Kriminologie sonst nichts zu tun: Die 27-Jährige studiert Sport- und Gesundheitstechnik an der Hochschule in Hamm. Als Containment-Scout ist es nun ihre Aufgabe, Daten von Corona-Tests in Excel-Tabellen festzuhalten. „Mir ist es wichtig, in dieser besonderen Situation einen Beitrag für die Gesellschaft zu leisten“, sagt Katharina über ihren Job. Ihr Onkel hatte ihr zu Beginn der Coronakrise eine Stellenausschreibung des Bundesverwaltungsamtes gezeigt. Nach kurzer Bewerbungsphase wurde sie Ende April dem Gesundheitsamt Dortmund zugeteilt – zweiter Stock, Abteilung Infektionsschutz. Für ihre Vollzeit-Arbeit bekomme sie im Vergleich zu anderen Studierendenjobs ein gutes Gehalt, findet Katharina. Was sie genau verdient, will sie nicht verraten.

Mit Mundschutz sitzt sie nun fünfmal in der Woche vor ihrem Monitor. Die Anamnese-Bögen, von denen etwa 60 jeden Tag auf ihrem Schreibtisch landen, kommen von den Dortmunder Corona-Teststationen. Dort tragen die Getesteten ihre Daten wie Anschrift, Telefonnummer, E-Mail, Aufenthalt in Risikogebieten oder Symptome ein. Katharinas Aufgabe ist es, diese Angaben in Excel-Tabellen zu digitalisieren – nachdem sie es geschafft hat, die Handschrift zu entziffern.

Hinzu kommen die Testergebnisse aus dem Labor. Die muss Katharina ebenfalls digital erfassen und den Kontaktdaten in der Excel-Tabelle zuordnen. „Unsere Arbeit ist wichtig, damit wir einen genauen Überblick über die Daten und An-



zahl der getesteten Personen haben“, sagt sie. Als die Stadt bereits Genesene für Blutplasma-Spenden anfragen wollte, waren die aufgearbeiteten Daten besonders wertvoll, erzählt Katharina.

Fünf Kolleg*innen arbeiten mit ihr im Dortmunder Gesundheitsamt als Containment-Scouts. Dass es sich dabei nicht um einen Job handelt, den die Studentin entspannt nebenbei machen kann, habe schon die Vorbereitung gezeigt. „Uns wurde ein großer Ordner mit Schulungsmaterial bereitgestellt, damit wir optimal für unseren Job vorbereitet sind“, sagt Katharina.

Eigentlich empfiehlt das Bundesverwaltungsamt den Studierenden, ein Urlaubssemester für den Job einzulegen. Katharina befindet sich bereits in den letzten Zügen ihres Studiums. Sie ist überzeugt, dass sie es auch ohne hinkriegt: „Durch die momentane Situation ist es ein glücklicher Zufall, dass die Veranstaltungen dieses Semester komplett online ablaufen und ich diese nach Feierabend und am Wochenende nacharbeiten kann.“ Katharina gibt aber zu, dass „es manchmal schon stressig ist“, wenn beispielsweise Klausuren anstehen. Bis Ende Oktober wird sie noch im Gesundheitsamt in Dortmund arbeiten.

„Durch die gesammelten Erfahrungen im Gesundheitsamt entwickelt man ein ganz anderes Bewusstsein für die Wichtigkeit der Maßnahmen“, findet sie.

EIN ECHTER STRAßENFEGER

Corona hat unser Leben verlagert: Wir sind zu Hause geblieben und haben nur wenige Menschen getroffen. Das hat auch unsere Mobilität verändert. Nicht nur der Weg zur Uni ist weggefallen, wir sind auch auf andere Verkehrsmittel umgestiegen.

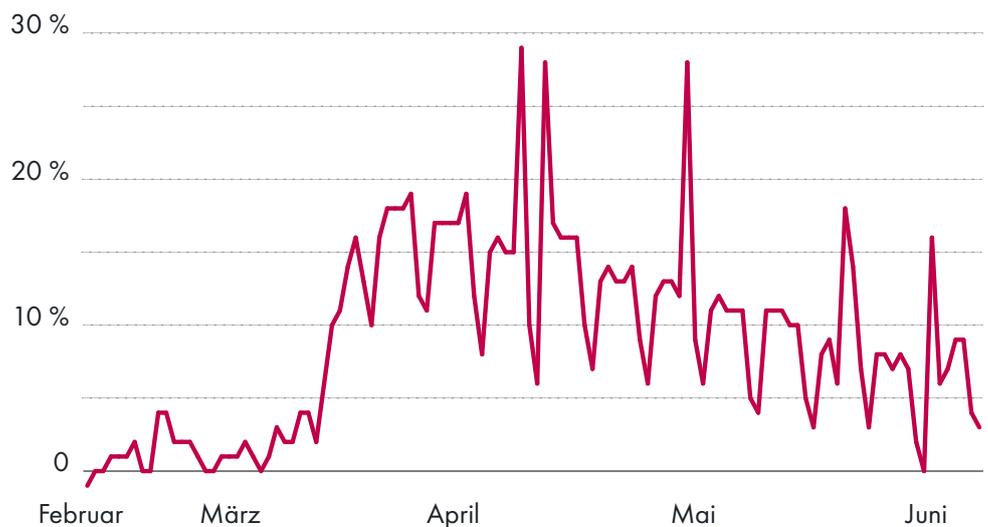
RECHERCHEKARSTEN WICKERN GRAFIKANNEKE NIEHUES & KARSTEN WICKERN

#STAYATHOME

Seit Mitte März sollen wir zu Hause bleiben und damit den Verlauf der Pandemie mildern. Mit Erfolg, wie die Bewegungsdaten von Google zeigen. Sie stammen von Android-Smartphones in Deutschland. Die Daten zeigen, um wie viel Prozent sich die Aufenthaltsdauer eines Menschen pro Tag zu Hause geändert hat. Null Prozent stellt hier einen vergleichbaren Tag im Januar dar. Am 12. März rief die Weltgesundheitsorganisation den Pandemiefall aus. In der folgenden Woche, am

18. März, folgte die erste Corona-Ansprache von Bundeskanzlerin Angela Merkel. Am selben Tag traten die ersten Einschränkungen in Kraft. Es durften nur noch Geschäfte öffnen, die der Grundversorgung dienen, also zum Beispiel Super- und Drogeriemärkte. Erst einen Monat später, am 20. April, traten erste Lockerungen in Kraft. Alle Geschäfte, die eine Fläche von bis zu 800 m² haben, durften wieder öffnen. Die besonders hohen Ausschläge im April, Mai und Juni sind auf die Feiertage zurückzuführen.

Quelle: Google Mobility Report



ÜBLICHE WEGE FIELEN WEG

Weshalb die Menschen sich weniger bewegten, zeigt eine repräsentative Online-Befragung der TU Dresden mit 5010 Menschen. Nahezu alle Befragten verzichteten auf mindestens einen der sonst üblichen Wege.

Quelle: Professur für Verkehrspsychologie TU Dresden

98 %

der Befragten gaben an, mindestens einen der sonst üblichen Wege nicht gemacht zu haben.

87 %

der Befragten verzichteten in der Freizeit auf Ausflüge und Besuche.

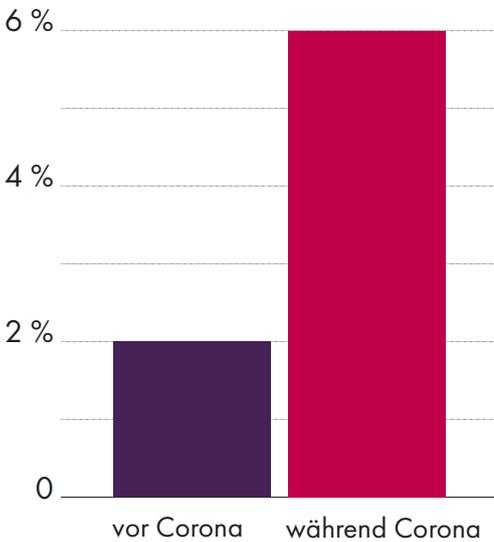
59 %

der Befragten nutzten seit Ausbruch des Virus' andere Verkehrsmittel.

UMSTIEG AUFS RAD

Während des Lockdowns nutzten die Menschen drei Mal häufiger das Fahrrad als vor Corona. Sechs Prozent aller Fahrten legten sie in dieser Zeit mit dem Fahrrad zurück.

Quelle: MOTIONTAG / Mobility Institute Berlin



ZURÜCKGELEGTE KILOMETER

Vor dem Lockdown legten die Menschen in Deutschland durchschnittlich 40 Kilometer pro Tag zurück, Anfang April waren es nur noch 15. Das wurde per Tracking-App an 1000 Datenspender*innen ermittelt.

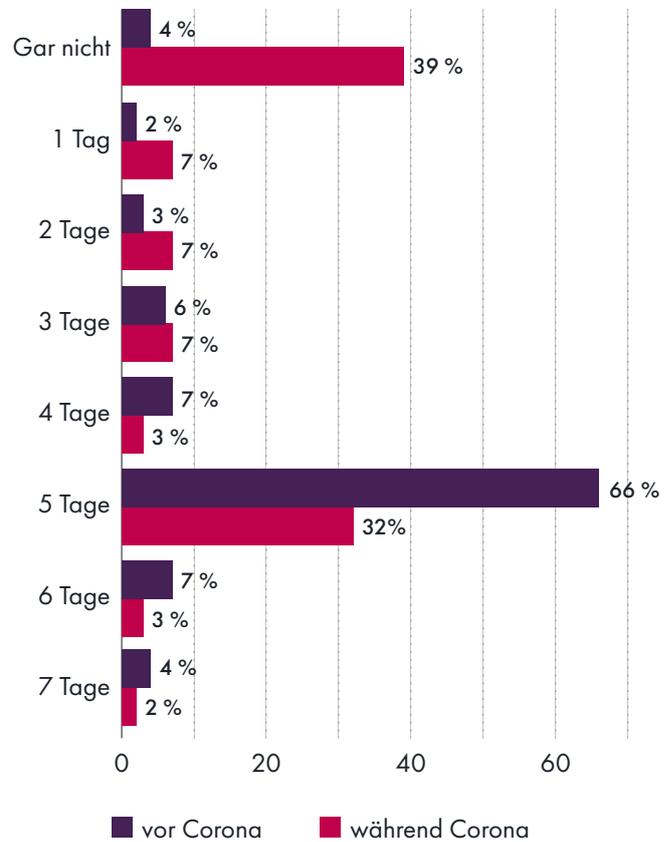
Quelle: infas

15 statt 40
Tageskilometer

ARBEITSTAGE AUßER HAUS

Nicht nur in der Uni war Homeoffice angesagt, auch viele Unternehmen schickten ihre Mitarbeiter*innen nach Hause. An wie vielen Tagen die Menschen vor und während Corona außerhalb der eigenen vier Wände arbeiteten, zeigt diese Grafik. 2145 Personen ab 18 Jahren hat der ADAC für die Studie befragt.

Quelle: ADAC e.V.



STARKER EINBRUCH IM ÖPNV

Bus und Bahn haben die Menschen während des Lockdowns gemieden – das zeigen Navigationsdaten von Apple-Nutzer*innen. Die Fahrgastzahlen im ÖPNV brachen massiv ein.

Quelle: Apple Maps



DU KOMMST HIER NICHT REIN

Mit einem arabischen Namen ist es schwierig, eine Wohnung zu finden. Wer mit deutschem Namen sucht, hat es einfacher. Das zeigt ein Experiment, in dem wir mit fiktiven Profilen Wohnungs- und WG-Anbieter*innen in Dortmund kontaktiert haben.

TEXTALICE PESAVENTO GRAFIK ANNEKE NIEHUES ILLUSTRATION NANNA ZIMMERMANN

Fahima, Lukas, Marie und Yusuf studieren in Dortmund. Sie alle sind auf der Suche nach einer Wohnung, sprechen fehlerfrei Deutsch, ihre Eltern können bürgen. Alle vier sind 20 oder 21 Jahre alt und studieren ein Fach mit Wirtschaftsbezug. Sie sollten also alle die gleichen Voraussetzungen haben. Eigentlich. Trotzdem bekommen zwei von ihnen weitaus mehr Einladungen zu Wohnungsbesichtigungen als die anderen beiden. Die Gründe: ihre Namen und die damit verbundenen Vorurteile.

Fahima Bousaid, Lukas Schumann, Marie Bergmann und Yusuf Al Asmari sind keine realen Personen. Sie stehen aber stellvertretend für viele Studierende in Deutschland. Mit ihren Namen und fiktiven Profilen haben wir im Februar, April und Mai dieses Jahres auf 200 Dortmunder Wohnungsanzeigen und 200 WG-Anzeigen reagiert und die Anbieter*innen um einen Besichtigungstermin gebeten. Unser genaues Vorgehen haben wir auf Seite 34 beschrieben. Die Ergebnisse zeigen: Menschen mit (vermeintlichem) Migrationshintergrund werden bei der Wohnungssuche diskriminiert.

So haben 76 Prozent der angeschriebenen Vermieter*innen Marie zu einer Besichtigung eingeladen. Lukas erhielt von 68 Prozent der Vermieter*innen eine Einladung. Die beiden fiktiven Personen mit ausländischen Namen bekamen hingegen weniger Zusagen: Fahima erhielt nur in 52 Prozent der Fälle eine positive Rückmeldung, Yusuf in 42 Prozent.

Der Migrationsforscher und Autor Mark Terkessidis ist nicht überrascht davon. „Ich hätte mir das im Falle von Yusuf sogar noch schlimmer vorgestellt“, sagt er. „Alle Untersuchungen für die Arbeitsplatzsuche, den Wohnungsmarkt und andere Dienstleistungen zeigen, dass türkische oder arabische Namen zu Nachteilen führen.“

VORURTEILE STEHEN ZWISCHEN DEN ZEILEN

Der Grund: Bei den Vermieter*innen würden Vorurteile aktiviert. „In dem Moment kommen in dem Namen Yusuf oder in dem Namen Fahima alle Probleme zusammen, von denen man mal gehört hat. Obwohl man persönlich im Grunde genommen noch gar

keine Erfahrung damit hat“, sagt Terkessidis. Er erklärt: Mit dem Namen Yusuf assoziieren die Vermieter*innen zum Beispiel Probleme mit Geflüchteten. Dabei spielt vor allem der Islam eine Rolle, der in der Gesellschaft und den Medien oft als problematische Religion dargestellt wird, wie Studien zeigen. Auch mit Ehrenmorden sowie einem gewissen Aufbrausen wird Yusufs Name in Verbindung gebracht. Selbst Personen, die ihrer Meinung nach keine Vorurteile haben, gehen eher auf Nummer sicher. Sie laden lieber Lukas oder Marie statt Yusuf oder Fahima ein. In Marie oder Lukas haben sie ein höheres Grundvertrauen.

Unser Experiment zeigt: Bei Yusuf und Fahima schauen die Vermieter*innen genauer hin. Sie wollen mehr Informationen über ihre Lebensgewohnheiten als von Lukas oder Marie. Und das, bevor überhaupt eine Besichtigung stattgefunden hat. Eine Vermieterin zum Beispiel bat Fahima darum, ihr mitzuteilen, ob sie rauche, ob sie Haustiere habe, welche Berufe ihre Eltern ausüben und ob sie aus Dortmund komme. Dieselbe Vermieterin antwortete Marie sofort mit ihrer Handy- und Festnetz-



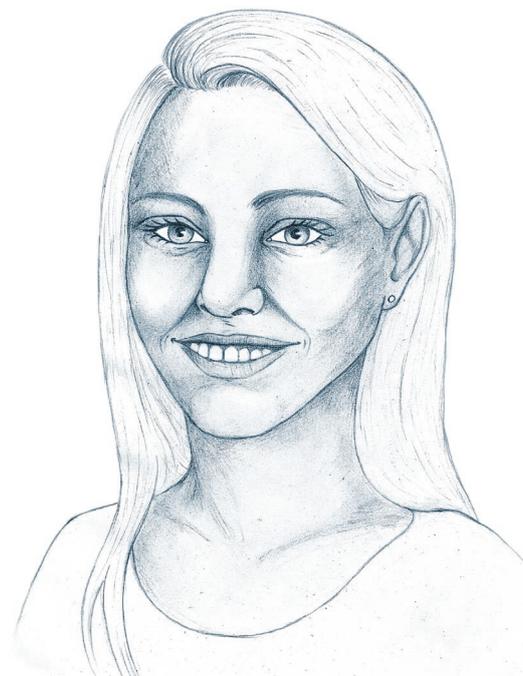
Yusuf Al Asmari
20 Jahre
Wirtschaftsingenieurwesen



Lukas Schumann
20 Jahre
VWL



Fahima Bousaid
21 Jahre
BWL



Marie Bergmann
21 Jahre
Wirtschaftswissenschaften

WER WIE OFT ZUR WOHNUNGSBESICHTIGUNG EINGELADEN WIRD

Marie bekommt fast genauso viele Einladungen wie Yusuf, obwohl er doppelt so viele Wohnungen angeschrieben hat.

Marie



Lukas



Fahima



Yusuf



nummer, um „alles Weitere zu besprechen“. Obwohl Fahimas Anschreiben fast identisch mit Maries war, schien es bei ihr mehr mögliche Ablehnungsgründe zu geben. Yusuf bekam erst gar keine Antwort.

Auch die Zahlen drücken das Ausmaß dieser Diskriminierung aus. Wir haben alle 200 Vermieter*innen mit drei der vier Profile angeschrieben: Yusuf und Fahima haben jede*n Vermieter*in angeschrieben, Marie und Lukas nur jeweils jede*n zweite*n. So wollten wir das Risiko minimieren, dass die Vermieter*innen Verdacht schöpfen und unser Experiment bemerken. Hat jemand nur Marie beziehungsweise Lukas zu einer Besichtigung eingeladen, haben wir dies als Diskriminierung gegenüber Fahima und Yusuf gewertet. Demnach diskriminierte fast ein Viertel der Vermieter*innen Fahima. 40 Prozent der Vermieter*innen antworteten Marie oder Lukas, Yusuf aber nicht.

Jährlich befragen die Statistischen Ämter des Bundes und der Länder Haushalte in Deutschland. Dabei kam heraus, dass Menschen mit Migrationshintergrund nicht nur bei der Wohnungssu-

che diskriminiert werden. Sie zahlen auch durchschnittlich mehr Miete und wohnen in kleineren Wohnungen. In unserem Experiment ist dieser Unterschied nur wenig ausgeprägt. So würden Marie und Lukas durchschnittlich 9,51 Euro pro Quadratmeter Kaltmiete für die Wohnung zahlen, zu denen sie eingeladen wurden. Bei Fahima und Yusuf beträgt die Miete durchschnittlich 9,86 Euro pro Quadratmeter. In einer 30-Quadratmeter-Wohnung wären das zehn Euro mehr im Monat.

WG-BEWohner*innen Diskriminieren auch

Die Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt ist ein bekanntes Problem. Die Antidiskriminierungsstelle des Bundes veröffentlichte dazu Anfang des Jahres die Ergebnisse einer repräsentativen Umfrage. Dabei sollten die Befragten beurteilen, wie sie die Situation auf dem Wohnungsmarkt wahrnehmen. 83 Prozent gaben an, dass Vermieter*innen in Deutschland Interessierte aufgrund ihrer (vermeintlichen) ethnischen Herkunft eher häufig diskriminieren. 35 Prozent der Teilnehmer*innen haben das in den vergangenen zehn Jahren sogar selbst erlebt.

Wir können davon ausgehen, dass wir alle mit rassistischen Vorurteilen gegenüber Menschen mit Migrationshintergrund aufwachsen, sagt Psychologin Dileta Sequiera. „Das fängt schon in der Kindheit an, indem wir gewisse Dinge in den Medien hören, gewisse Lieder singen und bestimmte Bücher lesen“, sagt Sequiera. Menschen, die aus anderen Ländern kommen, ein anderes Aussehen oder einen anderen Namen haben, kämen darin entweder nicht vor oder würden negativ dargestellt. Auch Menschen, die selbst von Rassismus betroffen sind, würden weltweit so sozialisiert. Sie würden denken, weiß zu sein sei das Beste und der Standard.

Viele Studierende sind auf der Suche nach einem WG-Zimmer. Daher haben wir noch ein zweites Experiment durchgeführt und auf 200 WG-Annoncen reagiert. Dabei haben wir jeweils das gleiche Anschreiben, aber abwechselnd die Namen Lukas und Yusuf verwendet. Das Ergebnis: Diskriminierung und Vorurteile gibt es in allen Gesellschaftsschichten – auch unter Studierenden. Lukas bekam von der Hälfte der WGBewohner*innen eine positive Rückmeldung, Yusuf nur in etwas mehr als einem Drittel der Fälle.

Im zeitlichen Verlauf unserer Experimente gab es unterschiedlich viele Reaktionen auf unsere Anfragen für eine Wohnungsbesichtigung. Ein Grund dafür könnte die Corona-Krise sein. So bekam Yusuf bei der Wohnungssuche während der Corona-Krise 19 Prozentpunkte mehr Einladungen zu Besichtigungen als vorher. Für Fahima waren es 12 Prozentpunkte mehr positive Rückmeldungen. Für Marie und Lukas war der Unterschied zwischen „vor und während Corona“ kaum spürbar.

UNTERSCHIEDE ZWISCHEN DEN GESCHLECHTERN

Migrationsforscher Mark Terkessidis vermutet, dass es durch Corona weniger Bewerber*innen für Wohnungen und WGs gab. Das erkläre eventuell den Anstieg der Zusagen für Fahima und Yusuf in dieser Zeit. Denn die Meinungen und Einstellungen gegenüber Menschen mit Migrationshintergrund hätten sich wahrscheinlich nicht verändert. Der Anstieg kann aber auch andere Gründe haben. Denn: Unser Experiment ist nicht repräsentativ. Wir können nicht mit genauer Sicherheit sagen, wieso Yusuf und Fahima in dieser Zeit mehr positive Rückmeldungen erhalten haben.

Beispielanschreiben

Sehr geehrte Damen und Herren,

die von Ihnen inserierte Wohnung gefällt mir sehr gut, weshalb ich mich über einen Besichtigungstermin freuen würde. Gerne richte ich mich dabei nach einem Terminvorschlag von Ihnen.

Kurz zu mir: Ich heiße Lukas Schumann, bin 20 Jahre alt und studiere VWL in Dortmund. Meine Eltern würden für die Wohnung bürgen. Wenn benötigt, schicken sie Ihnen auch gerne einen Einkommensnachweis.

Mit freundlichen Grüßen
Lukas Schumann

Guten Tag,

bei der Suche nach einer neuen Wohnung bin ich auf Ihre Wohnungsannonce gestoßen, an der ich sehr interessiert bin. Mein Name ist Fahima Bousaid. Ich bin 21 Jahre alt und studiere BWL in Dortmund. Meine Eltern würden Ihnen einen Einkommensnachweis bereitstellen und für die Wohnung bürgen.

Ich würde mich sehr über einen Besichtigungstermin freuen und mich zeitlich selbstverständlich nach Ihnen richten.

Mit freundlichen Grüßen
Fahima Bousaid

Beispielanschreiben WGs

Guten Tag,

mein Name ist Yusuf Al Asmari, ich bin 20 Jahre alt und studiere Wirtschaftsingenieurwesen in Dortmund. Da ich selber nicht aus Dortmund komme, bin ich momentan auf der Suche nach einer netten WG, in die ich einziehen kann. Ich selber bin ein eher ruhiger Typ, der aber gerne auch mal etwas mit Freunden unternimmt. Außerdem koche ich gerne und bin sehr ordentlich.

Über einen Besichtigungstermin für das WG-Zimmer würde ich mich sehr freuen.

Liebe Grüße
Yusuf

So sind wir vorgegangen

Werden Studierende in Dortmund wegen ihres Namens bei der Wohnungssuche diskriminiert? Diese Frage wollten wir mit unserer Recherche beantworten. Wie wir unsere Experimente aufgebaut haben und zu den Ergebnissen gekommen sind, erklären wir hier.

Welche Annoncen haben wir ausgewählt?

Wohnungen Wir haben Wohnungsanbieter*innen mit Einzimmerwohnungen in Dortmund bis zu 45 Quadratmetern kontaktiert. Preislich gab es keine Grenze. Da einige Annoncen zwischenzeitlich aus dem Netz entfernt worden waren, konnten wir 193 Wohnungen für unsere Auswertung kontaktieren.

WGs Bei den WGs haben wir Anbieter*innen aller Zimmergrößen und Preise in Dortmund angeschrieben. Wir haben 200 WG-Bewohner*innen kontaktiert, davon konnten wir 198 WGs für unsere Auswertung verwenden.

Wann haben wir angeschrieben?

Wohnungen Die ersten 100 Wohnungsanbieter*innen haben wir zwischen dem 1. Februar und 29. Februar 2020 angeschrieben. Weitere 100 Wohnungen kamen zwischen dem 1. April und 15. Mai 2020 hinzu.

WGs In unserem WG-Experiment haben wir 106 WG-Anbieter*innen im Februar 2020 angeschrieben. Die restlichen 94 WGs kamen vom 1. April 2020 bis zum 15. Mai 2020 hinzu.

Wer hat angeschrieben?

Wohnungen Jede Wohnung haben wir mit zwei ausländischen und einem deutschen Profil angeschrieben. Für die ausländischen Profile haben wir arabische Namen gewählt, da diese Bevölkerungsgruppe laut der Mitte-Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung besonders von Vorurteilen betroffen ist. Die fiktiven Personen sind alle Studierende und 20 oder 21 Jahre alt. Sie sprechen fließend Deutsch und ihre Eltern bürgen mit einem Einkommensnachweis.

WGs Bei den WGs sind wir anders vorgegangen. Damit unser Experiment nicht entdeckt wird, haben wir jede WG-Annonce mit nur einem Profil angeschrieben. Die Hälfte mit dem Namen Lukas und die andere Hälfte mit dem Namen Yusuf. Dabei haben wir immer dasselbe Anschreiben verwendet.

Wie haben wir die Ergebnisse ausgewertet?

Wohnungen Hier haben wir jeweils die Diskriminierungsrate berechnet. Als Diskriminierungswert nehmen wir die Reaktion der Vermieter*innen, wenn er oder sie Marie beziehungsweise Lukas zu einer Besichtigung einlädt, Yusuf und/oder Fahima jedoch nicht. Der Anteil der Diskriminierung am Gesamtwert der angeschriebenen Wohnungen bildet dann die Diskriminierungsrate. Als positive Rückmeldungen haben wir alle Reaktionen gewertet, in denen die Vermieter*innen den Interessierten einen Besichtigungstermin angeboten oder in Aussicht gestellt haben. Eine negative Rückmeldung waren alle Fälle, in denen die Studierenden eine Absage oder keine Antwort bekommen haben.

WGs Bei unserem WG-Experiment haben wir uns nur angeschaut, wer mehr Rückmeldungen erhält.

YUSUF UND FAHIMA WERDEN BEI DER WOHNUNGSSUCHE DISKRIMINIERT

Yusuf hat eine höhere Diskriminierungsrate als Fahima. Unter „So sind wir vorgegangen“ auf der linken Seite erklären wir, wie sich diese Rate berechnet.

Fahima

26 %

Yusuf

40 %

WGs: YUSUF VS. LUKAS

Yusuf wird auch von den WG-Bewohner*innen diskriminiert.

Lukas

99 angeschrieben, 50 Zusagen

51 %

Yusuf

99 angeschrieben, 37 Zusagen

37 %

In unserem Wohnungsexperiment fällt ebenfalls auf, dass Marie mehr Zusagen bekommt als Lukas und Fahima mehr als Yusuf. Auch das Geschlecht scheint also eine Rolle zu spielen, wenn es darum geht, wer zu Wohnungsbesichtigungen eingeladen wird. Claus Deese, Vorsitzender des Mieterschutzbundes, erklärt, dass vieles zu einer Diskriminierung bei der Wohnungssuche führen kann. So würden junge Frauen und Männer gleichsam von Vermieter*innen diskriminiert. Junge Männer vor allem deshalb, da sie angeblich den Flur nicht putzen und nur Partys feiern würden. „Auch die alleinstehende junge Frau hat es bei manch einem Vermieter schwieriger als andere. So nach dem Motto, da kommen ja nur Männer, man weiß ja, was dann passiert“, sagt Deese. Unser Experiment zeigt, dass die Vorurteile gegenüber jungen Männern anscheinend stärker sind als die gegenüber jungen Frauen.

Menschen aufgrund ihrer Herkunft oder ihres Namens zu diskriminieren, ist in Deutschland nicht erlaubt. Festgelegt ist das im Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz, das 2006 auf Initiative der EU in Kraft trat. So können Menschen klagen, die diskriminiert worden sind. Das Problem: Vermie-

ter*innen wissen, dass es dieses Gesetz gibt, und diskriminieren deshalb nur sehr selten offen. Während unseres Experiments haben wir keine einzige Nachricht mit rassistischen oder fremdenfeindlichen Aussagen erhalten. Die Diskriminierung lässt sich nur im Vergleich der Rückmeldungen unserer fiktiven Charaktere erkennen.

HILFE IM KAMPF GEGEN DISKRIMINIERUNG

Diesen Vergleich haben die diskriminierten Personen in der realen Welt nicht. „Als Betroffener ist die Diskriminierung oft gar nicht nachvollziehbar, weil man einfach eine Antwort bekommt wie: Die Wohnung ist leider schon vergeben“, sagt Regina Hermanns vom Planerladen in Dortmund. Wenn ein*e Freund*in mit deutschem Namen bei derselben Wohnung ebenfalls um einen Besichtigungstermin bitte, sei diese oft auf einmal wieder frei und könne besichtigt werden. Bei Anlaufstellen wie dem Planerladen erhalten Menschen Unterstützung, die von Diskriminierung betroffen sind. Solche Einrichtungen helfen ihnen, Beschwerdebriefe aufzusetzen und eventuelle Klärungsgespräche zu führen.

Regina Hermanns sagt, es sei wichtig, dass die Person, die von Diskriminierung betroffen oder bedroht ist, Beweise wie E-Mails sichert und ein Gedächtnisprotokoll anfertigt. Wenn möglich, solle sie auch Zeug*innen ansprechen. Oft helfe es deshalb, eine*n Freund*in mit zu Wohnungsbesichtigungen zu nehmen.

Der Planerladen führt auf Wunsch auch Testings mit den Betroffenen durch, um die Ungleichbehandlung nachzuweisen. Bei einem Testing schreibt sowohl die Person mit einem bestimmten Diskriminierungsmerkmal den*die Vermieter*in an als auch eine Person ohne dieses Merkmal. Bekommt die Person ohne das Diskriminierungsmerkmal eine positive Rückmeldung, aber die andere Person nicht, liegt eine nachgewiesene Diskriminierung vor. Diese Testings können vor Gericht als Indiz gewertet werden. Statistiken zeigen, dass die wenigsten betroffenen Personen klagen. „Die Leute brauchen ja schließlich eine Wohnung und möchten nicht erst klagen“, sagt Isabelle Teller, Juristin im Gleichbehandlungsbüro des Pädagogischen Zentrums Aachen. Der rechtliche Weg sei für viele aus zeitlichen oder finanziellen Gründen nicht gangbar.

NIEDRIGERE DISKRIMINIERUNGSRATE WÄHREND CORONA FÜR YUSUF UND FAHIMA

Die Reaktionen der Vermieter*innen und WG-Bewohner*innen während Corona unterscheiden sich zu denen vor Corona. Während Corona haben Yusuf und Fahima mehr Chancen, zu Wohnungs- oder WG-Besichtigungen eingeladen zu werden.

Fahima

32 % vor Corona

18 % während Corona

Yusuf

54 % vor Corona

28 % während Corona

ARABISCHER NAME, HÖHERE MIETEN

So hoch war durchschnittlich die Miete der Wohnung, für die Marie, Fahima, Lukas und Yusuf eine Besichtigungseinladung bekommen haben.

Um Diskriminierung besser entgegenzuwirken, schlägt Teller vor, ein Verbandsklagerecht einzuführen. „Damit könnten Antidiskriminierungsverbände unabhängig von einer einzelnen betroffenen Person klagen“, sagt Teller. Oft gebe es bei Wohnungsbaugenossenschaften oder im sozialen Wohnungsbau interne Quoten. Diese hätten zur Folge, dass Genossenschaften ab einem bestimmten Anteil von Mieter*innen mit Migrationshintergrund erst einmal nicht weiter an diese Personengruppen vermieten.

Laut einer Umfrage der Antidiskriminierungsstelle des Bundes stellen Privatanbieter*innen das größte Problem dar. Die Hälfte aller Personen, die in den vergangenen zehn Jahren rassistische Erfahrungen auf dem Wohnungsmarkt gemacht haben, wurden von Privatpersonen diskriminiert. In jedem fünften Fall ging die Diskriminierung von Wohnungsunternehmen aus.



Von der Couch in den Urlaub

Viele mussten dieses Jahr ihren Sommerurlaub absagen. Zu unsicher wäre die Reise nach Spanien, Italien oder Kroatien. Also bleiben wir zu Hause und träumen von fernen Orten, die wir im kommenden Jahr wieder besuchen. Unsere Autorin hat da ein paar Tipps.

TEXT: SABRINA FEHRING FOTO: PATRICK ALLGAIER & GWENDOLIN WEISSER, JAN DÜFELSIEK



PER ANHALTER UM DIE WELT

So weit in den Osten reisen, bis man aus dem Westen zurückkommt – und das, ohne zu fliegen. So sind die Freiburger*innen Gwendolin Weisser und Patrick Allgaier 2013 auf eine Weltreise aufgebrochen. Über drei Jahre später sind sie mit einem Boot nach Europa und zu Fuß von Barcelona wieder heimgekehrt. Im Film „Weit“ zeigt das Paar, welche Erfahrungen es durch nachhaltiges Reisen und Slow-Travel gesammelt hat: Beim Trampen durch Asien lernten sie verschiedene Kulturen, Menschen und deren Gastfreundlichkeit in den ärmsten Gegenden kennen. Die Zuschauer*innen werden mitgenommen auf eine Fahrt durch Pakistan mit Polizeischutz und sind sogar bei der Geburt des Sohnes der beiden in Mexiko dabei.

HOW TO SURVIVE YOUR HOLIDAYS

Verbrechen, dunkle Mythen oder Naturkatastrophen: Die **Netflix-Serie „Dark Tourists“** bringt die Zuschauer*innen an mysteriöse Orte. Der neuseeländische Journalist David Farrier stellt sich in acht Folgen ungewöhnlichen Touristenattraktionen auf der ganzen Welt. In Kolumbien begibt er sich mit den Ex-Komplizen von Pablo Escobar in deren Gefängnis. Er bucht in Mexiko eine Tour, die die Flucht von illegalen Migrant*innen nach Amerika imitiert. Und überlebt das Schwimmen in einem radioaktiven See in Kasachstan. Entweder lassen sich die Zuschauer*innen von den Geheimtipps der Serie für künftige aufregende Reisen inspirieren. Oder sie belassen es lieber dabei, den Geschichten in Sicherheit vor dem Fernseher oder Laptop zu folgen.

ZU BESUCH BEI DEN KIWIS

Vor einigen Jahren wurde Komiker Bernhard Hoëcker beauftragt, einen Werbefilm für Neuseeland zu drehen. Über die Reise mit Kamerateam „**am schönsten Arsch der Welt**“ hat er ein gleichnamiges **Buch** geschrieben. Das Besondere während seines Trips: Er besucht nicht etwa die typischen Touristenattraktionen, sondern setzt Ideen um, die seine Fans vorgeschlagen haben. Hoëcker lernt so die Maori-Kultur während eines „Kampf-Haka“-Tanzkurses kennen, nimmt ein Bad im Schlammgeysir von Hell’s Gate und umarmt einen Kauri-Baum. Auch Bilder von der Reise sind im Buch abgedruckt sowie Infos und Erklärungen von Co-Autor Tobias Zimmermann, der ihn in der Zeit von Köln aus beraten hat.

38 GRAD IM WOHNMOBIL

2017 ist Comedian und Autor Markus Barth mit seinem Mann und dem gemeinsamen Hund vier Monate im Campingmobil durch Europa gereist. Dabei sind sie den Tipps von Markus’ Facebook-Fans gefolgt. Aus diesem abenteuerlichen Urlaub ist das **Buch „20.000 Reiseleiter“** entstanden, mit vielen Anekdoten der Reise: Sie besuchen eine Pride Parade in Kroatien, probieren vegetarische Gulaschsuppe in Tschechien, lösen beim Fahrradfahren in Lissabon ein Verkehrschaos aus und Markus Barth überwindet sogar seine Italienphobie. Am Ende der langen Reise stellen sie fest: Osteuropa hat mehr zu bieten, als sie dachten, und die Definition einer leichten Wanderung ist in Andorra eine andere als in Köln.



Da Vinci daheim

Einmal die „Mona Lisa“ sehen – das vielleicht berühmteste Gemälde der Welt! Doch dafür stundenlang in der Schlange stehen? Unsere Autorin ist stattdessen in einem virtuellen Rundgang durch den Louvre in Paris spaziert. Sofa statt Museum – lohnt sich das?

TEXT REBECCA HERRMANN FOTO SARAH HERRMANN/HTC VIVE ART AND EMISSIVE



Ein Engel in weiten, fließenden Gewändern blickt auf mich herab. Ich stehe vor einer Wand, an der ein riesiges Bild hängt. Um mich herum Gemälde und Skulpturen. Ganz allein gehe ich weiter durch eine große Halle voller Kunstwerke. Die Ausstellung im Louvre ist menschenleer. Wie ist das möglich?

Ganz einfach: Ich bin nicht in Paris, sondern in Dortmund. Wie viele andere Museen bietet der Louvre seit einiger Zeit virtuelle Rundgänge an. Gerade während der Corona-Krise soll das eine Alternative zum realen Museumsbesuch sein. Die kostenlose Tour betrete ich über einen Link auf der Homepage. Ein Klick und ich stehe mitten in der Ausstellung „Founding Myths“. Die Kunstwerke zeigen heldenhafte Figuren verschiedener Epochen.

Ich habe mich für die englischsprachige Tour entschieden. Mein Französisch beschränkt sich nämlich auf etwa drei Wörter. Auf Deutsch gibt es leider keine Tour. Zu Beginn finde ich mich in der Eingangshalle der Ausstellung wieder. Die Bedienung über die Website erinnert an Google Street View. Mit Pfeilen klicke ich mich durch die Räume. Oben links in der Bildschirmecke erscheint ein Grundriss, auf dem ich sehe, wo ich bin. Um alles zu

sehen, zoomte ich so nah wie möglich an die Gemälde heran. Details, die Kunst für mich erst ausmachen, kann ich trotzdem nicht erkennen. Nach 20 Minuten ist mir klar: Einen richtigen Museumsbesuch ersetzt diese Tour so für mich nicht. Aber der Louvre hat sich noch etwas anderes ausgedacht.

Zum 500. Todestag von Leonardo da Vinci hat das Museum die App „Mona Lisa: Beyond the Glass“ entwickelt. Ich lade sie auf mein Handy und starte die nächste Tour. Wieder wähle ich die englische Option, weil mein Chinesisch auch nicht besser ist als mein Französisch. Ein Erzähler führt mich durch die Welt von „Mona Lisa“ und da Vinci im 16. Jahrhundert. Wie bei einer echten Führung folgte ich ihm in die verschiedenen Räume. Ich starte vor der großen Glaspiramide auf dem Vorplatz des Louvre in Paris. Von dort geht es in den Ausstellungsraum, in dem das Gemälde hängt. Die Stimme verrät mir Details über die Entstehung und Lisa del Gio-

condo, die Frau auf der „Mona Lisa“. Währenddessen bewege ich mich frei im Raum. Verschiedene Animationen geben mehr Hintergrundwissen preis. So hat die „Mona Lisa“ etwa einen Riss, weil sie mal im Badezimmer des französischen Königs Franz I. hing. Die Feuchtigkeit hat das Material verformt. Da die Frau auf dem Porträt lächelt, wurde sie „La Gioconda“, die Heitere, genannt, erklärt die Stimme weiter.

Zehn Minuten dauert die Führung. Für Kunstinteressierte eine gute Gelegenheit, mehr über die „Mona Lisa“ zu erfahren. Leider gibt es keine Pause-Taste, um sich alles genauer anzuschauen. Trotzdem hat mir die App „Mona Lisa: Beyond the Glass“ besser gefallen als der Rundgang über die Internetseite. Das liegt vermutlich daran, dass die App für digitale Endgeräte entwickelt wurde und nicht über den Browser bedient werden muss. In Zukunft schaue ich mir Museen allerdings lieber wieder in der Realität an.

Wo? Auf der Internetseite des Louvre (www.louvre.fr/en/visites-en-ligne) gibt es sieben verschiedene Touren, die ihr euch kostenlos zu jedem Zeitpunkt anschauen

könnt. Das einzige, was ihr braucht, ist ein mobiles Endgerät und Internet. Gleiches gilt für die App „Mona Lisa: Beyond the Glass“, die es für Android und iOS gibt.

Sudoku

		3		2	7			
			9		4	5		
				1	5		6	7
2		8				1		
7		1				8		2
		4				7		5
6	4		7	9				
		9	5		8			
			1	6		4		

	6		9					1
1	4	2	5				3	
7				1			2	
9		7			6			
3								9
			4			1		3
	5			3				4
	9				5	3	8	7
4					1		9	

		3	7	4		9		8
	4			8			6	
					9	1		
2	9							
8		1	9	7	2	4		6
							9	1
		8	1					
	2			3				1
3		6		2	5	7		

Impressum

HERAUSGEBER

Institut für Journalistik, TU Dortmund

PROJEKTLEITUNG

Prof. Dr. Wiebke Möhring (Vi.S.d.P.)

REDAKTION

Uni-Center, Vogelpothsweg 74, 44227 Dortmund

REDAKTIONSLEITUNG

Julia Knübel, Sigrun Rottmann

CHEF*INNEN VOM DIENST

Janis Beenen, Viktoria Degner, Timo Halbe

TEXTREDAKTION

Jana-Sophie Brüntjen, Leonie Freynhofer, Michelle Goddemeier, Till Krause, Julian Olk, Dominik Reintjes, Robert Tusch, Lara Wantia, Rebecca Wolfer, Christian Woop

LAYOUT & GRAFIK

Jana-Sophie Brüntjen, Stephan Kleiber, Svenja Kloos, Anneke Niehues, Martin Schmitz

FOTOREDAKTION

Daniela Arndt, Simon Jost, Magnus Terhorst

PRODUKTION

Julius Kleiber (Textsatz),
Stephan Kleiber (Administration & Technik)

TEXTE DIESER AUSGABE

Philip Altrock, Sascha Matthias Erdelhoff, Sabrina Fehring, Rebecca Herrmann, Miguel Kaluza, Alice Pesavento, Anabel Schröter, Mona Westholt, Karsten Wickern, Roman Winkelhahn, Laura Wunderlich

FOTOS DIESER AUSGABE

Daniela Arndt, Simon Jost, Sarah Linnert, Magnus Terhorst

ILLUSTRATIONEN DIESER AUSGABE

Nanna Zimmermann

DRUCK

Lensing Druck GmbH & Co. KG
Feldbachacker 16
44149 Dortmund



